PETER MELCHER

WEISSENSEE

EIN FRIEDHOF ALS SPIEGELBILD JÜDISCHER GESCHICHTE IN BERLIN


45

PETER MELCHER

WEISSENSEE

EIN FRIEDHOF ALS SPIEGELBILD
JÜDISCHER GESCHICHTE
IN BERLIN

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2026



HAUDE & SPENER

Sonderausgabe, hergestellt für das Presse- und Informationsamt des Landes Berlin

© 1987 Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung GmbH, Berlin
Satz: Schulz & Ridzewski GmbH, Berlin
Gesamtherstellung: Color-Druck Baucke, Berlin
Umschlag: Hauke Sturm, Berlin
ISBN 3-7759-0298-8

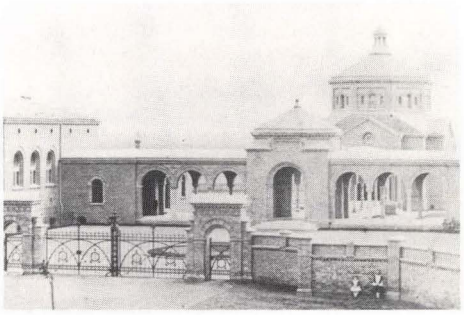
Diese Broschüre darf nicht gegen Entgelt weitergegeben werden.

Inhalt

Der Friedhof Weißensee – ein geschichtlicher Abriß von 1880 bis zur Gegenwart 5
Die Einweihung 1880 5
Der Friedhof und die Wilhelminische Gesellschaft 6
Elemente jüdischer Tradition 15
Bilanz der Assimilation am Vorabend des Ersten Weltkrieges 23
Organisierter Abwehrkampf: Der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ 32
Erster Weltkrieg und Weimarer Republik 34
„Hochemanzipation“: Die Blütezeit der Berliner Jüdischen Gemeinde 40
Illusion und Anpassung in der Frühzeit der NS-Herrschaft 44
Die Verdrängungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten 48
Widerstand und Selbstbehauptung 61
Die Befreiung 72
Die Berliner Gemeinde und ihr Friedhof nach 1945 74
Bildnachweis 80



Der Friedhof Weißensee – Ein geschichtlicher Abriß von 1880 bis zur Gegenwart



Die Einweihung 1880

Am 9. September 1880 hatten sich in der Gemeinde Weißensee nordöstlich von Berlin etwa 200 Personen, darunter zahlreiche Ehrengäste, zu einer „würdigen und erhebenden Feier" versammelt. Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde von Berlin, deren angesehenste Mitglieder, Vertreter aus Politik und öffentlichem Leben der Stadt sowie der Landrat des Kreises Niederbarnim, Scharnweber, hatten sich zur Einweihung des neuen jüdischen Friedhofes eingefunden. Zu der Weiherede des Rabbinatsassessors Dr. Frankl sang ein Chor „in deutscher Sprache", wie die Allgemeine Zeitung des Judentums in ihrem Bericht ausdrücklich vermerkt. Am Ende der Feier sprach der Rabbinatsassessor Dr. Ungerleider ein Gebet, in dem er „den Segen des Himmels auf den Kaiser, sein Haus, auf das Reich und die Stadt, und auf Alle, welche das geweihte Werk gefördert haben, herabflehte".

Dieses Bekenntnis zu Kaiser und Reich war mehr als eine formelhafte Pflichtübung. Es war der Ausdruck einer grundsätzlichen politischen Orientierung, die die Bismarcksche Reichsgründung aus vollem Herzen bejahte. Auch als in den 80er und 90er Jahren ein wachsender Teil der jüdischen Wähler zum oppositionellen Liberalismus und zur Sozialdemokratie überging, war doch die Indentifi-

kation mit dem neugegründeten Reich, die fortschreitende Assimilierung an die sozialen Normen und die Bildungsideale der Wilhelminischen Gesellschaft für die überwältigende Mehrheit der deutschen Juden unumstritten.
Aber zu dem gleichen Zeitpunkt, als der Rabbinatsassessor Ungerleider für Kaiser und Reich betete, hatten sich die Kräfte, die sich der vollständigen Integration der Juden widersetzten, bereits formiert, ja sie hatten es sogar vermocht, den Antisemitismus hof- und gesellschaftsfähig zu machen. Die gleiche Ausgabe der Allgemeinen Zeitung des Judentums, die aus Weißensee berichtet, enthält die Notiz, daß der kaiserliche Hofprediger Stoecker „schon wieder seine judenfeindlichen Reden in seiner Christlich-Sozialen Arbeiterpartei" gehalten hat. Und im Jahre zuvor hatte der Berliner Historiker Heinrich v. Treitschke ausgerufen: „Die Juden sind unser Unglück" und vor den „strebsamen hosenverkaufenden Jünglingen" gewarnt, „deren Kinder und Kindeskinder dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen". Damit hatte Treitschke eine öffentliche Diskussion ausgelöst, in deren Verlauf es im Sommer 1880 zu einer Antisemiten-Petition kam, in der etwa 250 000 Unterzeichner von Bismarck eine Beschränkung der jüdischen Einwanderung und den Ausschluß von Juden aus Regierungsämtern verlangten.
So artikuliert sich also in den Tagen der feierlichen Einweihung des neuen jüdischen Friedhofs in Weißensee auf der einen Seite eine ausgeprägte Assimilationsbereitschaft der deutschen Juden, die sich als „deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens" sehen wollen. Zur selben Zeit meldet sich aber auch auf der anderen Seite bereits der haßerfüllte Chor unverhohlener Judenfeindschaft, der zwar auch heftigen Widerspruch (u. a. von Virchow, Mommsen, Droysen) auslöste, aber bereits 1882 zu ersten Pogromen führte. Damit war der Rahmen abgesteckt für eine Entwicklung, die nach wenigen Jahrzehnten mit der brutalen Vernichtung der jüdischen Minderheit endete. Assimilation und Antisemitismus und die einzelnen Stationen des Dramas, das sich aus ihrem Gegeneinander ergeben hat, haben auch auf dem Friedhof in Weißensee tiefe Spuren hinterlassen.

Der Friedhof und die Wilhelminische Gesellschaft

Die Sozialgeschichte der preußischen Juden im 19. Jahrhundert war die Geschichte eines sozialen Aufstieges: Während zu Anfang des Jahrhunderts die Mehrzahl der Juden als Kleinhändler und Hausierer am Rande des Existenzminimums gelebt hatten, bildete sich bis zum Ende des Jahrhunderts eine breitere Schicht jüdischen Bürgertums aus Akademikern, Unternehmern und Kaufleuten. Wie sehr diese Juden ein Teil des deutschen Bürgertums geworden waren, belegt der Friedhof in Weißensee in vielfältiger Weise.
Für die alten jüdischen Friedhöfe galt die Vorschrift gleicher Höhe der Grabstei-



Das Grabmal für die Familie des Bankiers Sigmund Aschrott wurde 1903/04 von Bruno Schmitz, dem auf Riesengrößen spezialisierten Architekten des Leipziger Völkerschlachtdenkmals, entworfen. Der Eindruck repräsentativer Monumentalität entsteht zum einen durch die Abmessungen des Mausoleums, zum anderen durch die verwandten Materialien und die Ausstattung: poliertes rotes Hartgestein mit Bronzegittern und einer vergoldeten inneren Kuppel.

ne. Dadurch sollte das Nivellieren irdischer Unterschiede nach dem Tode symbolisiert werden. Hundertfach kehrten in gleichem Rhythmus dieselben oder doch ähnliche Tafelformen der Grabsteine wieder und bewirkten mit ihrer beruhigenden Monotonie eine schlichte Monumentalität als Gesamteindruck. Im Gegensatz zu dieser Geschlossenheit, der sich die Einzelgrabsteine unterordnen, stehen in Weißensee repräsentative, prunkvolle Grabanlagen und die einfachen Steine oder Gedenktafeln, die der Tradition der jüdischen Grabgestaltung entsprechen, nebeneinander. Entsprechend zum Stil und Aufwand christlicher Friedhöfe aus der Zeit um 1900 zeigten auch die überdimensionierten Wandarchitekturen und Mausoleen in Weißensee eine außerordentliche Prachtentfaltung. Die schrillen Töne überzogener Selbstdarstellung, die die Wilhelminische Gesellschaft in breiten Teilen charakterisierten, schlugen sich auch auf diesem jüdischen Friedhof an den Erbbegräbnissen der Reichen in teilweise protzigen Geschmacklosigkeiten nieder.

In der auftrumpfenden Maßlosigkeit einzelner Kolossalbauten drückt sich aber wohl nicht nur der „Zeitgeist", sondern auch das unsichere Stilgefühl von „Nouveaux Riches" aus, von Leuten, die den Triumph ihres hart erkämpften Aufstieges aus einer diskriminierten Randstellung auch gegen den Tod behaupten wollen.

Auch die Verwendung kostbarer, aber kalter (und ausdrucksloser) Gesteinsarten, die die schlichten Sand- und Kalksteine verdrängten, verstärkte in Weißensee den Eindruck vom Untergang der jüdischen Friedhofskultur gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Voller Trauer und Entsetzen kommentierte der Regierungsbaurat Baerwald im Jahre 1912 mit dem Blick auf Weißensee: „Ja, es kommt dem Beschauer vor, als ob nach dem Tode ein Wettrennen der für die Monumente aufgewandten Kapitalien stattfände ... Kein Material ist zu kostbar. Niemand empfindet mehr den Reiz eines einfachen Grabsteins aus körnigem Steinmaterial. Die kostbaren Marmore, geschliffene und polierte Granite, Syenite, Labradore werden in ungeheuren Stücken herbeigeschafft. Tempel wölben sich über dem Toten. Blaue Oberlichter wollen ein magisches Licht im Innern dieses Gewölbes verbreiten und so Stimmung machen. Glasmosaiken leuchten farbenfreudig über der Nacht des Todes. Mit einem Wort, ein Gesamtbild von einer Unruhe in den Formen und Farben, das in größtem Gegensatz steht zur ewigen Ruhe des Todes, die es doch verkörpern sollte."

Dieser Eindruck wurde oft auch durch die Grabbepflanzung mit bunten Blumen verstärkt. Orthodoxe Juden hatten sich jedem lebenden Grabschmuck unter Verweis auf den Talmud entschieden widersetzt, der festlege, was dem Toten und seinem Grab gehört, dürfte nicht für das Leben genutzt werden. Seit dem 19. Jahrhundert hatte sich dagegen bei den reformerischen Richtungen des Judentums die Auffassung durchgesetzt, das Einpflanzen von Blumen und Büschen auf dem Friedhof geschehe ja zur Ehre des Toten und sei deshalb zulässig.

Parallel zu den gleichzeitigen Tendenzen auf christlichen Friedhöfen wurden gegen Ende des Jahrhunderts auch in Weißensee viele Gräber mit effektvollen Zierrabatten geschmückt. Schließlich zog die Friedhofsgärtnerei in fünf großen Gewächshäusern laufend zehntausende von Pflanzen heran: Begonien, Primula obconica, Fuchsien, Geranien, Tagetes, Hortensien u. a. Aus der Sicht von Verfechtern der überlieferten Begräbniskultur, die lediglich eine Dauerbepflanzung mit Efeu und Lebensbaum zu tolerieren bereit waren, wurde bald Kritik laut: „Sogar der Blumenschmuck entartet zuweilen ins Protzenhafte ... Da sollen die bunten Farben der Blumen und die farbigen Steine mit prunkvollen Goldbuchstaben die mangelnde Stimmung stützen."

Diese aufwendige Demonstration von Reichtum und Rang der Familie ging oft Hand in Hand mit einer sozialen Distanzierung gegenüber den Ärmeren. In diesem Sinne rügt auch der bereits zitierte Kritker von 1912: „Gewaltige geschmiedete Rückwände mit wahrhaften Blumenorgien aus Schmiedeeisen grenzen das Grab des Reichen von dem des Minderbegüterten ab." In Übereinstimmung mit den deutlichen inneren Abstufungen der Wilhelminischen Klassengesellschaft waren auf dem Friedhof unterschiedliche Grabstätten vorgesehen: Die großen Familien-Erbbegräbnisse, dann die mittleren Wahlstellen, bei denen ein Platz für den überlebenden Ehegatten freigehalten wurde, und die kleinen Reihenstellen, bei denen jeweils nur ein einzelner beigesetzt wurde.

Die Totenstadt von Weißensee kann durchaus als ein Abbild der Gesellschaft im damaligen Berlin gesehen werden: Da gibt es die breiten repräsentativen Gräberstraßen, auf denen man die Honoratioren des Wilhelminischen Deutschland trifft: Die Geheimen Justizräte, die Geheimen Medizinalräte bzw. Sanitätsräte, den Herrn Königlich-Preußischen Geheimen Kommerzienrat, den Herrn Stabs-

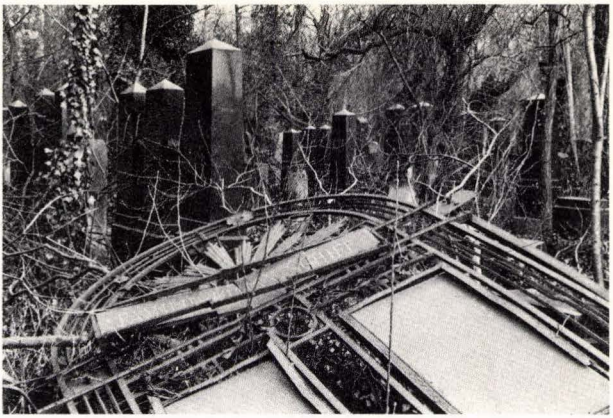


Beispiele für Gräber von Honoratioren auf den „Prachtstraßen" des Friedhofs.

arzt der Reserve, den Fabrikbesitzer, den Königlich-Preußischen Hofpianisten, Doktoren und Professoren. Und abseits der prächtigen „Boulevards" dann die „Hinterhöfe", die kleinen Reihenstellen der Namenlosen, eng gedrängt Grab an Grab.

Noch in einem weiteren Punkt demonstriert Weißensee die starke Verschmelzung der deutschen Juden mit ihrer zeitgenössischen Umwelt: Parallel zu der Säkularisierung der Wilhelminischen Gesellschaft verblaßten auch bei vielen Juden die religiösen Bindungen. Dieser Vorgang zeigt sich auf den Grabsteinen in zweifacher Form: Zum einen traten die hebräischen Inschriften immer mehr zurück; in vielen Fällen finden sich lediglich noch einzelne hebräische Buchstaben wie P. T. oder P. N. über dem Namen als Abkürzung für „po tuman" oder „po nikbar", d. h. „hier ist verborgen, hier ist begraben". Oder der Segensspruch T. N. Z. B. H. (für Tehi Nafscho Zeruah Bizior Hachajim = „Seine /oder ihre/ Seele sei dem Lebensbunde einverleibt") – eine Wunschformel, die z. T. von den Gemeinden als Minimum jüdischen Bekenntnisses im Angesicht des Todes angeordnet worden war. Schließlich verzichteten viele Auftraggeber auch auf jede spezifisch jüdische Anspielung und ließen ihre Grabsteine weitgehend denen auf christlichen Friedhöfen angleichen. Zu diesem Eindruck trug auch das Aufgeben der jüdischen Zeitrechnung bei den Geburts- und Sterbedaten bei, wie es sich immer stärker durchsetzte.

Während die bildliche Darstellung des Toten auf seinem Grabe eine lange Tradition in der europäischen Bestattungskultur hat, galt für die Grabmäler der Juden das im Dekalog ausgesprochene Verbot, die menschliche Gestalt abzubilden. Im



In den Reihenstellen hinter den großen Grabmalen überwogen immer noch die eher traditionellen Grabsteine. Doch sind auch hier Anpassungen unübersehbar: Statt des einfachen Sandsteins wurden oft polierte Materialien bevorzugt, und bei den Inschriften ist das Hebräisch der deutschen Beschriftung gewichen. Immerhin klingt wenigstens in diesen langen Reihen noch einmal die Vorstellung von der Gleicheit der Menschen im Tode an.

Gegensatz dazu finden sich auf dem Friedhof in Weißensee an einzelnen Gräbern plastische, emaillierte oder photographische Bildnisse des Verstorbenen. Als Konzession an das traditionelle Bildverbot waren die meisten Portraits mit einem Deckel verschlossen, dessen Scharniere noch erkennbar sind. Wahrscheinlich wurde der Verschluß nur vorübergehend bei den Grabbesuchen von Verwandten und Freunden geöffnet.

Die Grabmalkunst in Weißensee ist weitgehend vom (Neo-)Klassizismus, bzw. der spätklassizistischen Schinkel-Nachfolge geprägt. Das gilt zunächst einmal für die Architekturformen: Die antikisierenden Tempelbauten in der besonderen Form der Aedikula (kleine Tempelfassade mit Giebeldreieck) sind auf diesem Friedhof wie auf den christlichen Begräbnisplätzen Berlins häufig anzutreffen. Im Kontext dieser durch Pilaster (Wandpfeiler), bzw. Säulen, Architrav (Hauptbalken) und Tympanon (Giebeldreieck) gegliederten Grabwände findet sich dann auch eine auf entsprechende Vorbilder zurückgehende Ornamentik: Dazu gehören an erster Stelle die bekrönenden Palmetten, die seit Schinkel beinahe ein Gemeinplatz des Grabdekors geworden sind. Hinzu treten oft Festons, durchhängende Gewinde aus Blättern, Blumen und z. T. auch Früchten, sowie der Akanthus (Bärenklau), der seit der klassichen Antike ein beliebtes Dekorationselement ist (korinthisches Kapitell). Während es bei diesen Motiven in erster Linie um ihren ornamentalen Reiz geht, steht bei anderen Darstellungen deren Symbolwert im Vordergrund: So schmücken viele Gräber Mohnkapseln, eine Anknüpfung an die Vorstellung vom Tod als Schlaf, wie sie in der Friedhofskunst um 1800 verbreitet war. Auch der Schmetterling ist ein Rückgriff auf die Bilderwelt der klassizistischen Grabsteine; er galt als Symbol für die Flüchtigkeit des Lebens oder auch für die Unsterblichkeit der Seele, die sich im Tode aus ihrer irdisch-leiblichen Hülle befreit. Auch die Darstellung der Schlange gehört der



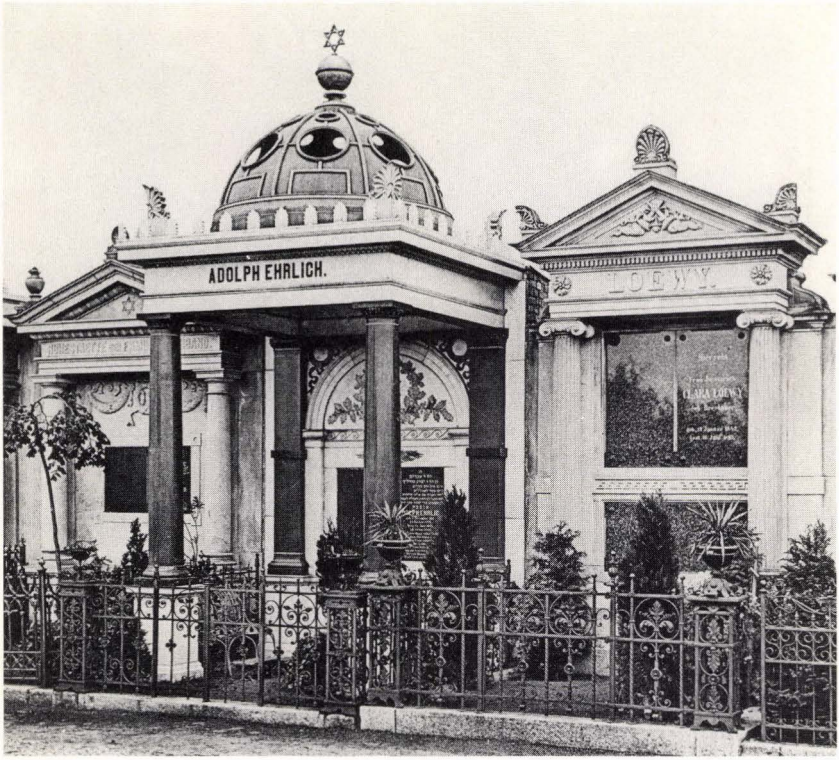


Vereinzelt zeigen Grabmäler – entgegen dem Zweiten Gebot des Dekalogs – auch Abbildungen des Toten, ein weiterer Beleg für die Anpassung an die europäische Begräbniskultur.

Vorstellungswelt auf den Grabdenkmälern der Goethezeit an: Die sich zum Kreis rundende Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wird zum Symbol der Ewigkeit, da sie, die den Tod in die Welt brachte, sich selbst verzehrt – des Todes Tod. Wie wir im vorigen Abschnitt gezeigt haben, belegen viele Einzelheiten der Grabgestaltung, von der aufwendigen Architektur über die Inschriften und die Symbolik bis hin zum Grabschmuck, wie weit diese Absetzbewegung von der jüdischen Tradition und die Anpassung an die zeitgenössische deutsche Kultur bereits vollzogen war.

Offenkundig lassen sich in der Grabgestaltung gewisse Parallelen zur Entwicklung der Berliner Synagogenarchitektur erkennen: Hier hatten seit den 1880er Jahren als Ausdruck jüdischer Assimilationsbestrebungen neogotische und insbesondere neoromanische Formen triumphiert, die als Teil eines „nationalen deutschen Stils", als Anknüpfung an das Kaisertum des Mittelalters propagiert wurden. Die Bemühungen um einen eigenen jüdischen Baustil unter Berücksichtigung orientalisierender Elemente waren dagegen aufgegeben worden. Das bedeutet, daß im Berlin der Kaiserzeit selbst die Gestaltung von Synagoge und Begräbnisplatz, der zentralen Orte kultischer Handlungen des Judentums, in starkem Maße von den architektonischen und künstlerischen Tendenzen der Wilhelminischen Gesellschaft geprägt worden ist.

Diese Entwicklung illustriert sehr anschaulich eine Variante der Assimilation, bei der die Orientierung an der deutschen Kultur die Bindungen an die jüdische



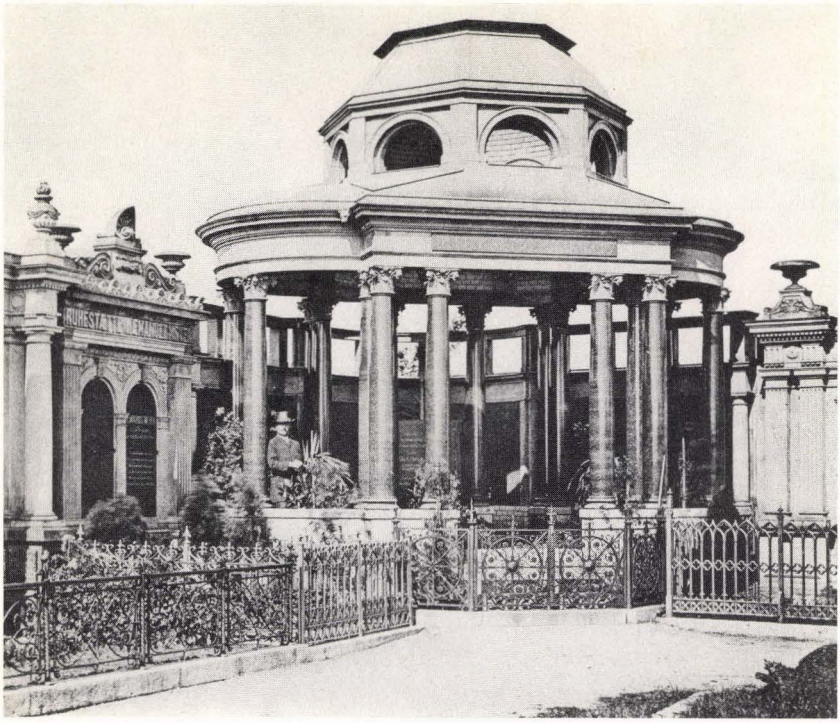
Eine vom Spätklassizismus geprägte Gräberstraße (um 1890) mit Mausoleen und Tempiettos, die von Palmetten bekrönt sind.

Überlieferung fast völlig auslöschte. Die von Raphael Löwenfeld formulierte Parole extremer Assimilation „mit dem Strom modernen Denkens und Empfindens schwimmen" (1893) erstrebte die überkonfessionelle nationale Gemeinschaft auch auf Kosten eines Bruchs innerhalb des jüdischen Lagers: „Stehen wir gebildeten Juden dem Fanatiker der Talmud-Weisheit näher als dem aufgeklärten Protestanten, dessen Bildung und Erziehung auch die unsrige ist? Stehen wir dem französischen Juden näher als dem deutschen Katholiken?"
Wie sehr sich bereits vor 1914 die ursprünglich scharfen Trennungslinien zur deutschen Kultur verwischt hatten, verdeutlicht auch eine nähere Betrachtung der für Weißensee tätigen Architekten und Bildhauer. Neben Johannes Hoeniger, der als Gemeindebaumeister vor allem durch die von ihm entworfenen Synagogen Ryke- und Levetzowstraße bekannt geworden war, finden sich unter den Baumeistern der großen Erbbegräbnisse die Namen vieler Männer, die sich nicht durch jüdische Sakral-, sondern in erster Linie durch repräsentative Geschäfts- und Privatbauten einen Namen gemacht hatten. So außer Georg Lewy



Das Grabmal für die Familie des Bankiers Hugo Siegheim (gest. 1884) gehört zu den kostspieligsten Bauten aus der Frühzeit des Friedhofs: Der Oberbau wurde in weißem Carrara-, Sockel und die Sitzbänke in Partiglio-Marmor ausgeführt. Der Entwurf stammt von dem bekannten Architekten Georg Lewy, der sich mit repräsentativen Geschäftshäusern einen Namen gemacht hatte.

die Architekten Lachmann und Zauber, die das große Warenhaus Jandorf in der Brunnen-/Ecke Veteranenstraße gebaut hatten, oder die Architekturfirma Erdmann und Spindler, die sich mit großem Erfolg der Errichtung von Villen, Landhäusern und Schlössern zugewandt hatten – ein Hintergrund, der die Tendenz zur Selbstdarstellungsarchitektur bei den Grabmälern noch verständlicher macht. Auch der für seine monumentalen Denkmalanlagen (für Kaiser Wilhelm I., für Bismarck und vor allem für die Völkerschlacht) bekannte Bruno Schmitz hat den an diesen Bauten erkennbarenGigantismus in die Friedhofsarchitektur übertragen – sowohl in Weißensee wie auch auf anderen christlichen Friedhöfen Berlins. Die Bedeutungslosigkeit konfessioneller Trennungslinien für die Architektur des späten 19. Jahrhunderts verkörpert sich auch in besonderer Weise in der Person und dem Werk des Baurats August Orth. Er galt zum einen als Kirchenbaumeister (Hauptwerke: Die Zions- und die Emmauskirche in Berlin), entwarf aber auch andererseits eine (allerdings nicht ausgeführte) Synagoge



Ruhestätte Michaelis (um 1890), Architekt Baurat August Orth.

an der Wilhelmstraße sowie Grabmäler für das zu Geld gekommene jüdische Bürgertum.

Die Auftraggeber waren offenkundig daran interessiert, renommierte Architekten zu gewinnen, deren Bekanntheit und Ansehen dem sozialen Geltungsdrang der jeweiligen Familie Nachdruck verliehen. So wird verständlich, daß auch der langjährige Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, der unter anderem das Märkische Museum, das Virchow-Krankenhaus und das ehemalige Stadthaus entworfen hat, für den jüdischen Friedhof tätig war.

Auch unter den Bildhauern wurden oft Künstler gewählt, die in der Öffentlichkeit, z. B. bei der Stadtgestaltung, hervorgetreten waren und ursprünglich keinen Bezug zur jüdischen Welt hatten. Ein deutliches Beispiel hierfür ist Gustav Eberlein, der zur zweiten Generation der Rauch-Schule gerechnet wird und der durch seine Denkmäler im Tiergarten für Albert Lortzing und Richard Wagner bekannt war. Ähnliches gilt für den Bildhauer Ernst Westphal, der auf die Ausführung von Bauornamentik spezialisiert war (Kaufhaus Wertheim, Handelshochschule, Handelskammer, Admiralspalast) und auch für die Kaiserlichen Majolika-Werkstätten Cadinen arbeitete. Wenn ein Künstler dieses Ranges mit

Entwurf und Ausführung von Erbbegräbnissen in Weißensee beauftragt wurde, ging es sicherlich nicht nur um die Originalität der Konzeption und die Qualität der Ausführung, sondern auch um das Prestige des großen Namens. Das dürfte auch für den Bildhauer Otto Stichling zutreffen, der 1904 die große Goldene Medaille der Weltausstellung in St. Louis gewonnen hatte und mit ehrvollen öffentlichen Aufträgen in Berlin bedacht wurde (wie z. B. den Marmorbüsten Kaiser Wilhelms II. und der Kaiserin Augusta Victoria für das Rathaus Charlottenburg). Stichling wurde zu einem gefragten Künstler für anspruchsvolle und zahlungskräftige Auftraggeber, und er gestaltete gleichermaßen für christliche wie für jüdische Kunden repräsentative Grabmäler.
So konnte denn im Blick auf die Friedhofskunst seiner Zeit ein Architekturschriftsteller im Jahre 1917 feststellen: „... der Unterschied zwischen christlichen und jüdischen Grabmälern (hat sich) mehr und mehr verwischt. ‚Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen' wie Goethe sagt."

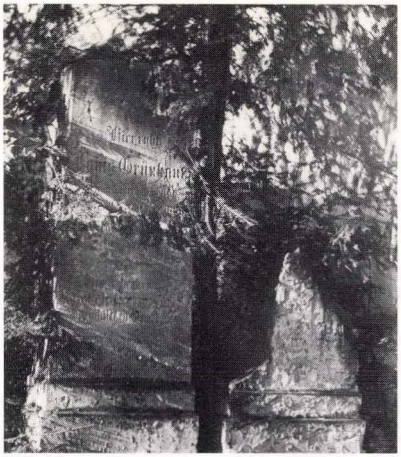
Elemente jüdischer Tradition

Trotz dieser unübersehbaren Angleichungstendenzen an die deutsche Umwelt der Zeit blieb Weißensee doch unverkennbar ein *jüdischer* Friedhof. Nicht nur, daß hier nach eigenem Ritus fast ausschließlich Juden beigesetzt wurden. Auch das Festhalten an der Vorstellung vom Grab als letzter, auf ewige Zeiten (bis zur Auferstehung) unverletzbarer Ruhestätte begründete einen wesentlichen Unterschied zu den Friedhöfen der Kommunen und der Kirchengemeinden. Für Juden wäre es undenkbar, daß nach Ablauf einer festgelegten Ruhefrist die Grabsteine entfernt und der Friedhof in eine Parkanlage verwandelt werden könnte. Hinter dieser Forderung nach einem ewigen Ruherecht steht die Vorstellung von einer völligen Wiederherstellung der irdischen Gestalt. Besonders plastisch werden diese Erwartungen beim Propheten Hezekiel formuliert: „Des Herrn Hand kam über mich ... und stellte mich mitten auf ein weites Feld; das lag voller Totengebeine.... Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, meinst Du wohl, daß diese Gebeine wieder lebendig werden? Und ich sprach: Herr, mein Gott, Du weißt es. Und er sprach zu mir: Weissage über diese Gebeine, höret des Herrn Wort! So spricht Gott der Herr zu diesen Gebeinen: Siehe, ich will Odem in Euch bringen, daß ihr wieder lebendig werdet. Ich will Euch Sehnen geben und lasse Fleisch über Euch wachsen und überziehe Euch mit Haut und will Euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet." Im Sinne dieser ganz körperlich aufgefaßten Auferstehung der Toten findet denn auch in Weißensee der Besucher die Gräber mehrerer Generationen von Juden weitgehend unberührt vor. Darunter auch die Ruhestätte von Louis Grünbaum, der am 22. September 1880 als erster auf dem Friedhof beigesetzt worden war.

Das bedeutete natürlich auch einen im Vergleich zu nichtjüdischen Friedhöfen außerordentlichen Flächenbedarf. Infolgedessen mußte 1910, als man auf den Friedhöfen der Stadt und der Kirchengemeinden bereits wieder die ersten Gräber eingeebnet hätte, eine zweite Trauerhalle errichtet werden, „um damit den Leidtragenden bei Beerdigungen den allzu lang gewordenen Weg von der ersten Halle zu den neuen Gräbern zu verkürzen". Schließlich hatte nach dem Ersten Weltkrieg die Ausdehnung des Friedhofs so sehr zugenommen, daß 1924 ein zweiter Eingang am Weißenseer Weg geschaffen werden mußte. Die Jüdische Gemeinde Berlins hatte sich zwar seit der Eröffnung des Friedhofs 1880 mehr als verdreifacht (von ca. 45 000 auf 160 000 Mitglieder), doch wäre die Vervielfachung der zur Bestattung genutzten Fläche ohne die besondere jüdische Vorstellung von der Unverletzbarkeit des Grabes nicht verständlich.

Ein spezifisch jüdischer Brauch, der sich auch in Weißensee bis heute beobachten läßt, ist die Ehrung des Toten durch ein vom Besucher mitgebrachtes und auf dem Grabstein abgelegtes Steinchen. Noch immer fehlt eine belegbare Herleitung dieser Gewohnheit, die jedenfalls nicht in den über 600 Geboten und Verhaltensregeln der jüdischen Überlieferung enthalten ist und auch nicht im Alten Testament angesprochen wird. Zur Erklärung wird einmal auf die Bestattungspraktiken von Wüstenvölkern verwiesen, „die Steine über die Grabstelle häuften, damit nicht Geier oder Schakale an den Leichnam herankämen". Nach anderer Auffassung könnte diese Handlung aber auch eine sinnbildliche Erhöhung des Toten bedeuten. Vielleicht handelt es sich auch um einen Brauch, der sich aus der jüdischen Tradition einer möglichst schlichten Bestattung der Toten ergibt. „Sie lehnt jeden aufwendigen Totenkult ab – darum einfacher Holzsarg, kein Grabschmuck, keine Blumen – damit nach der streng begrenzten Trauerzeit sich der Trauernde wieder dem Leben zuwende, daß er um des Lebens willen den Schmerz eindämme. ... Das mag der Grund dafür sein, daß in der Ausdeutung dieser religiösen Vorschrift ein Steinchen auf dem Grabstein dem verbleibenden Schmerz und der Verehrung des Toten genügenden Ausdruck gibt." Am überzeugendsten erscheint mir die Erklärung, daß die einfachen jüdischen Gräber in biblischer Zeit aus einzelnen aufeinandergeschichteten Steinen bestanden haben, bei deren Zusammenstellung Freunde und Verwandte des Verstorbenen mithalfen. Das Mitbringen von Steinen beim Besuch von Gräbern könnte sich also als Fortführung dieses Brauches deuten lassen.

Ein weiterer wichtiger, auf jüdische Traditionen zurückgehender Unterschied gegenüber den christlichen Friedhöfen Berlins ist der fast durchgängige Verzicht auf figürlichen Schmuck, wie er vom Zweiten Gebot nahegelegt wird. Die christlichen Denkmäler aus der Zeit um 1900 sind in vielfältiger Weise mit einem zum Teil recht aufwendigen Skulpturenschmuck ausgestattet: Da gibt es Allegorien, Porträts des Verstorbenen, Christusfiguren und Scharen von Engeln. Anders dagegen nun Weißensee: Bis auf eine verschwindend geringe Anzahl von Porträtdarstellungen ist das Verbot, die menschliche Gestalt abzubilden, respektiert worden. Als bildliche Darstellungen findet man in erster Linie Gestalten, die auf den Namen des Toten Bezug nehmen: Löwe, Hirsch, Bär; oder aber segnende



Die wichtigste Besonderheit des jüdischen Friedhofs ist die Unverletzbarkeit des Grabes. Daher ist noch heute das Grabmal für den am 22. September 1880 als ersten auf dem Friedhof beigesetzten Louis Grünbaum erhalten, einem ehemaligen Bewohner des Altenheims der Jüdischen Gemeinde in der Großen Hamburger Straße.



Menora (siebenarmiger Leuchter).

Hände bei einem Nachfahren der Priesterfamilie der Kohanim (Cohen), bzw. Kanne und Teller bei einem Leviten, die als Gehilfen der Priester diesen vor dem Segen die Hände wuschen.

Zu den am häufigsten gewählten Zeichen auf Grabsteinen gehören der „Magen David" (Hexagramm, allgemein als „Davidstern" bezeichnet) und die Menora (der siebenarmige Leuchter). Der Magen David besteht aus zwei ineinandergeschobenen gleichseitigen Dreiecken und war in vielen Kulturen anzutreffen, ist jedoch erst seit dem Mittelalter im Judentum verbreitet. Erst durch Isak Lurja (15. Jahrhundert) wurde der Davidstern zum beliebtesten Symbol des Judentums. Unter der Bezeichnung Magen David (aschkenasisch: Mogen David), wörtlich: „Schild Davids", trat das Hexagramm (Sechsstern) als jüdisches Sym-

bol neben die Menora, die bis dahin als Schild Davids gegolten hatte, um diese allmählich an Synagogen und Kultgeräten zu verdrängen. Im 19. Jahrhundert wird der Davidstern zum religiösen Symbol des Judentums – vergleichbar dem Kreuz der Christen.

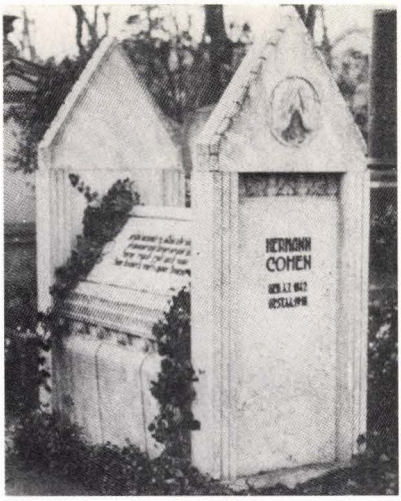
Die Menora geht zurück auf den Leuchter der Stiftshütte, wie ihn Gott von Moses auf dem Berge Sinai gefordert hatte: „Du sollst auch einen Leuchter aus feinem Golde machen, Fuß und Schaft in getriebener Arbeit.... Sechs Arme sollen von dem Leuchter nach beiden Seiten ausgehen, nach jeder Seite drei Arme. ... Und du sollst sieben Lampen machen und sie oben anbringen." Im Blick auf die Zahl der Planeten kommt der Menora auch kosmische Symbolik zu. Leuchter, die in Antike, Mittelalter und Neuzeit als Träger von Kerzen notwendig waren, stehen im religiösen Bereich für das geistige Licht, Leben und Heil.

Auch die Gesetzestafeln mit den 10 Geboten, die Thora und Löwen gehören zu den Symbolen, die als Ausdruck jüdischer Identifikation auf Grabmälern in Weißensee besonders häufig anzutreffen sind. In diesem Zusammenhang muß auch die Krone erwähnt werden, die in unterschiedlichster Bedeutung als Grabdekor zu finden ist. „Drei Kronen können den Menschen zieren: Die Krone der Thora, des Priestertums, des Königtums; aber die Krone des guten Namens überragt sie alle" (Sprüche der Väter). Außerdem kann die Krone auch das Oberhaupt der Familie bezeichnen wie in der Grabinschrift: „Wehe uns, die Krone fiel von unserem Haupte!"

Während bei den bisher genannten Beispielen die Zuordnung zur jüdischen Überlieferung völlig unumstritten ist, stellt die Einordnung der in Weißensee sehr häufig anzutreffenden floralen Ornamente ein größeres Problem dar. Der Rückgriff auf Schmuckelemente in Form von Blüten, Pflanzen und Bäumen bildet in vielen Fällen eine weitere Parallele zu den gleichzeitigen Tendenzen der Grabmalkunst auf christlichen Friedhöfen. Dabei handelt es sich zum einen um neoklassizistische Tendenzen, daneben gewann dann aber in der Zeit um 1900 auch der Jugendstil mit seiner Vorliebe für pflanzliche Formen in Weißensee an Bedeutung.

Gleichzeitig sind aber auch spezifisch jüdische Bezüge der Pflanzenornamentik denkbar. So könnte die verbreitete Darstellung von Blumen auf den folgenden Vergleich im Buche Hiob anspielen: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab. ..." Die Zerbrechlichkeit und Kurzlebigkeit der Blumen dient also als Metapher für die Verwundbarkeit und die Flüchtigkeit menschlicher Existenz. Möglicherweise stellte der Grabkünstler aber auch einen Bezug zur Beschreibung des Tempels Salomonis her, der so reich mit Blumenwerk geschmückt war, „daß man keinen Stein sah". Ähnliche Verknüpfungen mit biblischen und talmudischen oder haggadischen Überlieferungen gelten auch für einzelne Blumen und Pflanzen: Das betrifft zunächst die Lilie, die im Hohenlied als Symbol der Erwählung gilt, und bei Hosea bei der Verheißung künftigen Heils für Israel erwähnt wird: „Ich will für Israel wie ein Tau sein, daß es blühen soll wie eine Lilie." Besondere Bedeutung kommt auch der Rose zu, die auf vielen Grabsteinen und -Monumenten als Gir-



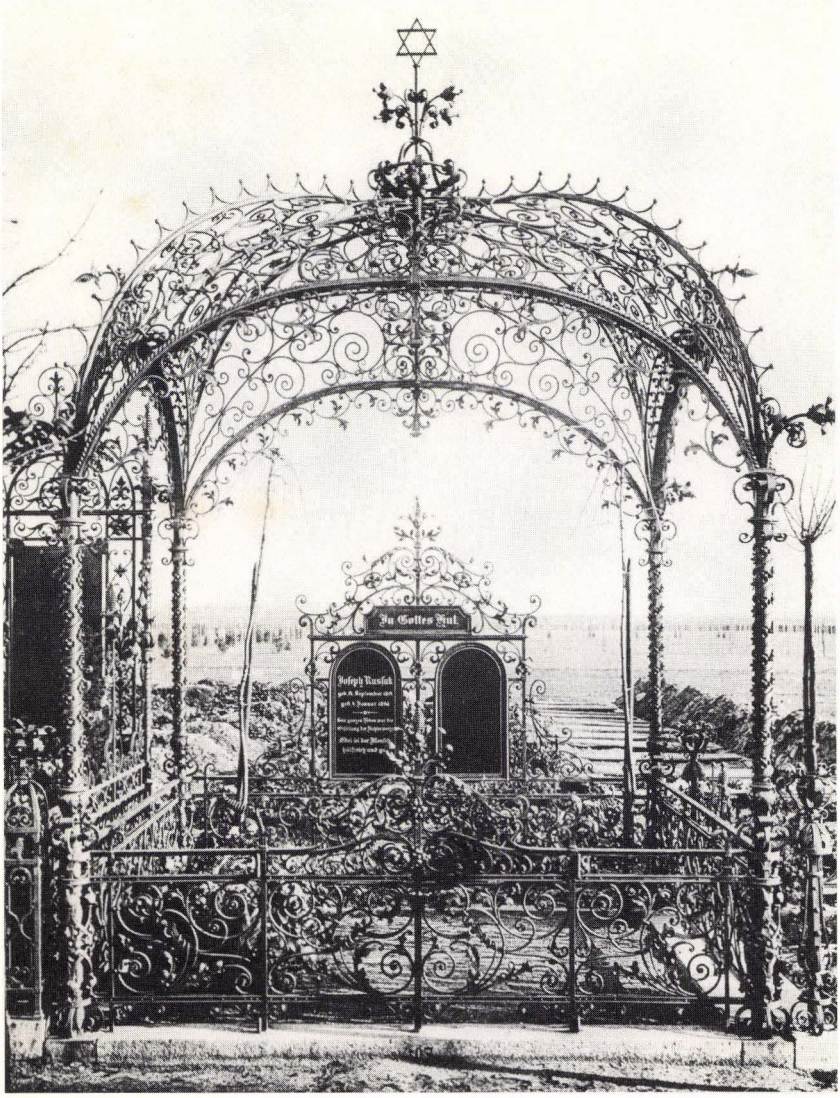


Anknüpfung an traditionelle Grabformen: Der Scheinsarkophag für den Philosophen Hermann Cohen.

Klassizismus und Anknüpfung an jüdische Tradition verschmelzen in dieser Grabform.

lande, Strauß oder einzelne Blüten dargestellt ist. Neben dem ornamentalen Reiz dieser Blume spielt dabei sicherlich auch ihre symbolische Bedeutung eine Rolle. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, daß die Rose eines der häufigsten Motive auf vielen Gegenständen jüdischer Ritualkunst wie Chanukka- und Sabbatleuchtern ist.

Anders als bei der Betrachtung der Grabornamentik, bei der die Anteile von Bewahrung eigenständiger Tradition und Anpassung an die Tendenzen der zeitgenössischen Kunst nur schwer eindeutig zu gewichten sind, verhält es sich mit den



Grab des Rentiers Joseph Ruszak (gest. 4. Januar 1890)

Auf den ersten Blick scheint kaum ein schrofferer Bruch mit der traditionellen jüdischen Friedhofskultur denkbar. Während rechts hinter dem Familiengrab die bescheidenen Reihengräber zu sehen sind, ist für Joseph Ruszak und seine Frau ein von dem Architekten Otto Rauschenbach entworfenes und von der Kunstschmiede Dregerhoff und Schmidt ausgführtes kunstvolles und repräsentatives Zelt errichtet worden, das mit seinen eigenwilligen Formen, der leicht wirkenden Kon-

struktion und dem ornamentalen Reiz der Schmiedearbeiten die Aufmerksamkeit früherer Friedhofsbesucher auf sich ziehen mußte.
Dieses aufwendige und effektvolle Grabmal könnte im Sinne der zeitgenössischen Kritik als weiteres Dokument für den Untergang jüdischer Tradition und als Ausdruck für ein sehr weltliches Streben nach Selbstdarstellung gelten. Auch die Inschrift auf den Syenittafeln weist in eine ähnliche Richtung; läßt sie den Toten doch ebenfalls als Repräsentanten des assimilierten jüdischen Bürgertums erscheinen: So fehlt im Text, in der Schrift und in der Zeitrechnung jeder jüdische Bezug. Die enge Verbundenehit mit der deutschen Kultur wird auch durch das Goethe-Zitat aus „Das Göttliche" unterstrichen: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" – ergänzt durch den Zusatz, der Erfüllung dieses Dichterwortes habe das ganze Leben des Verstorbenen gegolten.
Aber gegen eine zu eindimensionale Wahrnehmung und Interpretation dieses Grabes spricht nicht nur der das Zeltdach bekrönende Magen David, sondern auch diese Konstruktion selbst. Einerseits ist sie sicherlich eine symbolische Übersetzung des Grabspruchs „In Gottes Hut". Wesentlicher aber scheint der Rückgriff auf die Form der Chuppa, des Trauhimmels aus dem jüdischen Hochzeitsritual. Die eigentliche Chuppa besteht aus einem Teppich oder einem bestickten Tuch auf vier gedrehten Stangen – die Kunstschmiede haben offensichtlich bei der Gestaltung sowohl der Pfosten wie auch bei der des Baldachins dieses Vorbild nachzuformen versucht. So wie das Paar unter der Chuppa beim Trauungszeremoniell zusammengeführt wurde, vereint sie das Grabzelt über den Tod hinaus – ein anrührendes und eindrucksvolles Bild ehelicher Verbundenheit.
In der Verknüpfung aller Details kann dieses Grabmal als besonders anschauliches Symbol für den Dualismus deutsch-jüdischer Existenz angesehen werden.

---

vereinzelten Beispielen traditionsorientierter Grabgestaltung in Form von „Scheinsarkophagen", deren Name daher rührt, daß der Tote nicht in ihnen, sondern unter ihnen in der Erde bestattet wurde. Die Israeliten kannten diese Bestattungsform ursprünglich nicht; die in Palästina bekannten Exemplare entstammen der griechisch-römischen Zeit. Seit dem 16. Jahrhundert hat sich im askenasischen Judentum der Sarkophag als Denkmal für hervorragende Männer eingebürgert (so in Prag, Wien und Krakau). Diese vom antiken palästinensischen Typus abweichende Zeltform („Ohel" = Zelt, im Volksmund „Häuslech") stellt ein Gehäuse mit steilem Satteldach und hohen Schmalseiten dar, die die Grabinschrift tragen.
So eng nun auch bei diesen Grabmälern in Weißensee die Anlehnung an den historischen Typus der Sarkophaggräber ist, so fällt doch gleichzeitig die vom puristischen Zeitgeist des frühen 20. Jahrhunderts bestimmte Reduktion auf klare Linien, der Verzicht auf reiche Ornamentik in Form von Säulchen oder Reliefs auf. Gilt das schon für das Grab Hermann Cohens (gest. 1918), so in noch stärke-

rem Maße für die vom Bauhausgeist geprägte Natursteinarchitektur, die Walter Gropius für die Grabstätte Mendel entwarf (1923). Hier wurde der Scheinsarkophag auch noch ohne die betonte Vorder- und Rückwand modelliert und gleichzeitig in eine asymmetrisch konzipierte Grabanlage hineingestellt, für die es in der jüdischen Grabkunst keine Vorbilder gibt. Gelegentlich trifft man in Weißensee auch auf eine abgebrochene Säule, die nach dem biblischen Bericht über das Grab Rahels als Urform des jüdischen Grabmals gelten kann. „So starb Rahel und wurde begraben. ... Und Jakob richtete einen Stein auf über ihrem Grab; das ist das Grabmal Rahels bis auf diesen Tag." Das hebräische Wort Mazzewah (Mazeba) bedeutet sowohl Säule als auch Grabstein. Aus früheren Jahrhunderten ist jedoch kein Grabmal in Form der abgebrochenen Säule bekannt, vielmehr erscheint dieser traditionalistisch gemeinte Rückgriff auf Rahels Grabmal wesentlich durch klassizistische Einflüsse motiviert zu sein.

Ein Fazit der Betrachtung spezifisch jüdischer Elemente bei der Gestaltung der Grabmäler in Weißensee muß einräumen, daß selbst bei den Schmuckformen oder Grabtypen, die am stärksten von der eigenen Überlieferung bestimmt erscheinen, eine klare Abgrenzung gegen die verschiedenen Stilrichtungen der „deutschen" Kultur von klassizistischen Tendenzen über den Jugendstil bis hin zum Bauhaus kaum möglich erscheint.

Diese enge Berührung, bzw. Verzahnung von jüdischer Tradition und deutscher Kultur bei der Gestaltung vieler Grabmäler in Weißensee kann durchaus als Sinnbild der dualistischen Existenz jener deutschen Juden gelten, die bei aller Bereitschaft zur Mitarbeit innerhalb der deutschen Kultur doch ihr Bekenntnis nicht verleugnen wollten. Ein besonders anschauliches Bild für die Vereinbarkeit deutscher und jüdischer Existenz hat der Dichter, Schriftsteller und Essayist Moritz Heimann geprägt: „Es ist nichts Unnatürliches darin, seine Bahn mit zwei Mittelpunkten zu laufen; einige Kometen tun es und die Planeten alle."

Wenn der Friedhof in Weißensee auch eine Reihe spezifisch jüdischer Merkmale aufweist, so wird der Gesamteindruck der Anlage als eines Denkmals der Assimilation dadurch doch kaum beeinträchtigt. Es gibt Beispiele dafür, daß die gleichen Architekten den gleichen Typus von Grabarchitektur sowohl für christliche wie jüdische Kunden entworfen haben und bei der Ausführung für Weißensee z. B. kleinformatige Reliefs mit Flügelgestalten durch stilisierte Blumen ersetzt haben. Das bedeutet, daß die Berücksichtigung jüdischer Konventionen die stilistische und atmosphärische Nähe des Friedhofs in Weißensee zu anderen Totenstädten des Wilhelminischen Deutschland nicht in Frage stellt. Dazu trägt auch bei, daß durch eine streng geometrische Aufteilung des Friedhofsgeländes in Rechtecke, in trapezförmige und dreieckige Teilflächen sich eine trockene und schematische Ordungsgesinnung durchsetzte, die die besondere Atmosphäre älterer jüdischer Friedhöfe gar nicht erst aufkommen ließ. Schon bald monierten Kritiker die mechanische Aufteilung mit Zirkel und Lineal, deren Starrheit im Gegensatz zu dem malerischen Gesamtbild früherer Friedhofsanlagen stehe: Dort gab es keine sorgfältig abgezirkelten Wege, die Gassen zwischen den Gräberreihen waren geschwungen.

Bilanz der Assimilation am Vorabend des Ersten Weltkrieges

Als Reaktion auf den seit der schweren Wirtschaftskrise nach 1873 im Deutschen Reich virulenten Antisemitismus, der sich 1878 mit Adolf Stoeckers „Christlich-Sozialer Partei" auch politisch zu organisieren begann, war seit den 1880er Jahren eine breite Bewegung jüdischer Rückbesinnung zu erkennen. Auch bei Männern und Frauen ohne starke Bindung an ihre überkommene Religion war eine Auseinandersetzung mit dem Judentum, ja sogar eine Wiederentdeckung der eigenen „Abstammung" im Zeichen einer neuen ethnischen Auffassung jüdischer Existenz zu beobachten. Diese Wende im Selbstverständnis der Assimilierten, die keinesfalls eine Annäherung an zionistische Positionen und damit ein Leugnen ihrer deutschen Nationalität bedeutete, war aber nicht nur Antwort auf äußeren sozialen und politischen Druck („Trotzjudentum"). Vielmehr drückte sich hierin wohl auch die Erfahrung aus, daß die Juden trotz ihres Eintritts in die deutsche Gesellschaft noch längst nicht zu einem ununterscheidbaren Bestandteil von Sozialstruktur und Kultur das Kaiserreiches geworden waren.

So bestand die besondere Berufsstruktur der Juden mit der starken Überrepräsentation im Handel fort. Um 1895 waren immer noch 56 Prozent der jüdischen Erwerbstätigen in Deutschland im Handel tätig, während der entsprechende Anteil für die übrige Bevölkerung bei 10 Prozent lag. Noch im frühen 20. Jahrhundert lag der Anteil in Berlin bei 42 Prozent für die jüdische und bei 25 Prozent für die übrige Bevölkerung. Die überlieferten kommerziellen Fähigkeiten der Juden – eine Folge der Judenpolitik früherer Jahrhunderte – gewannen mit dem Beginn und dem Fortschreiten der Industrialisierung besonderen Wert. Neben einer großen Gruppe eher mittelständischer Händler spielten dabei seit Ende des 19. Jahrhunderts auch die großen jüdischen Warenhäuser eine wichtige Rolle: In Weißensee befindet sich zum einen das Grab des Kommerzienrates Adolf Jandorf, der Anfang der 90er Jahre in den USA moderne Verkaufstechniken studiert hatte und nach seiner Rückkehr in Berlin zum Wegbereiter des modernen Warenhauses nach amerikanischem Vorbild wurde. Zu seinem Konzern, der schließlich fünf Warenhäuser umfaßte, gehörte auch das 1907 eröffnete Kaufhaus des Westens (KaDeWe), das größte Warenhaus Deutschlands. Aber auch Jandorfs Konkurrent Herman Tietz, der 1900 sein erstes Warenhaus in der Leipziger Straße eröffnet hatte, liegt in Weißensee begraben, ebenso wie sein Neffe Oskar, der nach dem Tode des Firmengründers den Tietz-Konzern übernahm und weiter ausbaute.

Es ließ sich zwar während der lezten Jahre des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein relativer Rückgang des Beschäftigungsanteils von Juden im Handelssektor feststellen, doch wandten sie sich – im Gegensatz zu anderen Bevölkerungsgruppen – nicht so sehr industriellen, sondern eher akademischen und



Das Grab Adolf Jandorfs, Wegbereiter des modernen Warenhauses in Berlin.

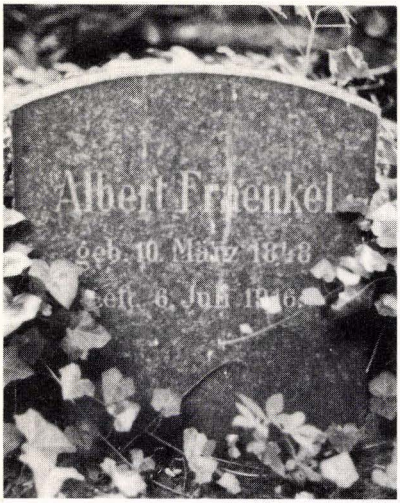
freien Berufen zu; einen besonders hohen Anteil stellten sie unter Medizinern und Rechtsanwälten.

Stellvertretend für diese Gruppen sei hier auf die jüdischen Ärzte eingegangen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein Drittel aller Berliner Mediziner stellten – bei einem Bevölkerungsanteil von etwa 5 Prozent! Seit der Emanzipation hatten in Deutschland die Mediziner die Akademisierung der Juden angeführt, eine Tendenz, die sich auch im Kaiserreich fortsetzte. „In freier Praxis konnten sich jüdische Ärzte nahezu ungehindert entfalten und eine geachtete berufliche und soziale Stellung erringen." Aber nicht nur als Praktiker gewannen jüdische Mediziner in Berlin hohes Ansehen. Das heranbrechende naturwissenschaftliche Zeitalter der Medizin fiel zeitlich ungefähr zusammen mit der Emanzipation der Juden. Diese nutzten die neugewonnenen Freiheiten und hatten als Wissenschaftler erheblichen Anteil an der Blüte der deutschen Medizin im 19. Jahrhundert. Von den in Weißensee beigesetzten verdienten jüdischen Wissenschaftlern ist an erster Stelle Albert Fraenkel zu nennen (1848–1916). Seit 1884 außerordentlicher



Die Familie Tietz stammte aus Birnbaum (damalige Provinz Posen) und hatte 1882 in Gera mit einem bescheidenen Weißwarengeschäft begonnen, dem weitere Gründungen in Weimar und Berlin folgten: Im Jahre 1900 wurde in der Leipziger Straße – in der Nähe vom Spittelmarkt – das erste Tietz-Warenhaus eröffnet. Nach dem Tode seines Onkels Hermann (1837–1907) übernahm Oskar Tietz (1858–1923) die alleinige Führung. Der Konzern übernahm 1926 zu seinen 13 Kaufhäusern den gesamten Besitz Jandorfs. 1934 mußte die Tietz-Gruppe, der einzige Warenhauskonzern in Privatbesitz, von der Familie unter dem Druck der Nazis aufgegeben werden. Übrig blieb „Hertie", ein mit der Arisierung eingeführtes Kunstwort (aus Hermann Tietz).

Professor an der Friedrich-Wilhelm-Universität und seit 1890 Direktor der Inneren Abteilung des Urban-Krankenhauses in Kreuzberg, gehörte er zu den großen bakteriologischen Entdeckern des Jahrhunderts: Er gilt als Entdecker des Erregers der Lungenentzündung (Pneumococcus) und wies 1884 nach, daß der später nach ihm benannte „Fraenkelsche Bazillus" der Erreger der gewöhnlichen kruppösen Lungenentzündung ist. Außerdem hat er die moderne Strophantintherapie zur Behandlung der Herzinsuffizienz eingeführt.
Als bedeutender Wissenschaftler ist weiter zu nennen Adolf Baginsky (1843–1918), der als einer der Väter der modernen Kinderheilkunde gilt. Ähnlich wie Baginsky, auf den die Einführung von Schulärzten, Säuglingsasylen und einer systematischen Jugendfürsorge zurückgeht, haben sich auch andere jüdische Mediziner in der Berliner Gesundheitspolitik Verdienste erworben. In diesem Zusammenhang sei noch aus dem Kreis der in Weißensee beigesetzten Ärzte Abraham Adolf Baer (1834–1908) genannt, der Chefarzt des Gefängnisses in Plötzensee war und zum Begründer der Hygiene im Gefängniswesen wurde.
Bei einem Blick auf die soziale Schichtung werden hervorstechende Merkmale deutlich, die die Juden von der übrigen Bevölkerung unterschieden. Wesentliches Kennzeichen war „eine breite wohlhabende Mittelschicht mit einer kleinen sehr reichen Schicht an der Spitze und einer kleinen armen Unterschicht". Die ungewöhnliche Schichtung schlug sich auch in den Steuerakten nieder: „In Berlin war das durchschnittliche Steueraufkommen der Juden doppelt so hoch wie das der Nicht-Juden: Um 1908, als die Juden 15 Prozent der Steuerzahler Berlins ausmachten, brachten sie 30 Prozent der Steuern der Stadt auf." Bei einem Gang über die Gräberstraßen Weißensees findet der Betrachter der über 2000 kostspieligen Erbbegräbnisse eine überzeugende Illustration der Tatsache, daß vielen Berliner Juden der Aufstieg in die gute und beste Gesellschaft gelungen war. Sie hatten sich tatsächlich von einer Randgruppe zu einer „Minorität im Zentrum der Gesellschaft" entwickelt.







Drei aus der Vielzahl bedeutender jüdischer Mediziner in Berlin.

Zu deren Repräsentanten sind auch jüdische Industrielle zu rechnen, auch wenn sie gegenüber Kaufleuten und Bankiers völlig zurücktraten.
Emil Rathenau, der nach dem Erwerb der Edinsonschen Patente zum Begründer der weltumspannenden AEG wurde, war eine Ausnahmeerscheinung unter den jüdischen Unternehmern Berlins. Aber auch der Betrieb Benno Orensteins, dessen Grab wir in Weißensee finden, konnte durchaus eine Zeitlang als „Weltfirma" gelten. Der nur wenige Meter entfernt beigesetzte Hermann Aron, ein genialer Erfinder auf dem Gebiet der Elektrotechnik, ist ebenfalls zu dieser kleinen Gruppe jüdischer Industrieller zu rechnen.
Besonders erfolgreiche Unternehmer im Berlin der Kaiserzeit waren jüdische Verleger. Seit der Reichsgründung waren jüdische Presseverlage und Journalisten eng mit dem Aufstieg der Berliner Lokal- zur Weltpresse verbunden. Unter Leopold Ullstein (1826–1899) kam es 1877 zur Gründung eines Verlagshauses, das unter Leopolds fünf Söhnen bis 1914 zum größten Unternehmen seiner Art in Deutschland aufstieg und unter anderem die „Berliner Illustrierte Zeitung", die „Berliner Morgenpost" und die „Vossische Zeitung" herausgab. Während Ullstein noch auf dem alten Friedhof in der Schönhauser Allee beigesetzt wurde, befindet sich in Weißensee das Grab des anderen führenden jüdischen Verlagsmagnaten im kaiserlichen Berlin, Rudolf Mosse (1843–1920).
Der Verleger Samuel Fischer, der zu einem der wichtigsten Förderer der zeitgenössischen und -kritischen Literatur Deutschlands (wie auch des Auslands) wurde, gehörte wie viele andere Juden aus den Bereichen Theater, Musik und Kunst zu denen, die das kulturelle Leben des Wilhelminischen Berlin in entscheidendem Maße mitprägten. Hier sei auch des in Weißensee beigesetzten Lesser Ury gedacht, der neben Liebermann zu den wichtigsten impressionistischen Malern Deutschlands zu rechnen ist.
Das in den vorangegangen Abschnitten belegte Ausmaß sozialen Aufstiegs und wirtschaftlichen Erfolgs darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Diskriminierung der Juden in wesentlichen Bereichen weiterhin fortbestand und sich teilweise verschärfte. Besonders starke Widerstände bestanden beim Militär und verhinderten den Eintritt von Juden in die Offizierslaufbahn. „Jüdische aktive Offiziere gab es nicht, da zwar dem Gesetz nach eine Zurückstellung von der Aufnahme ins Offizierskorps unmöglich war, der Praxis der Verwaltung und des Personalamtes nach jedoch kein Jude Offizier werden konnte, in Preußen nicht einmal Reserveoffizier, obgleich man jüdischen Soldaten nach ihrer Dienstzeit die Befähigung zum Offizier zusprach – aber nur für den Kriegsfall!" Auch an den Universitäten bestanden hohe Barrieren für die akademische Laufbahn jüdischer Bürger. In Weißensee findet sich eine Reihe von Gräbern jüdischer Professoren, doch enthüllen weitere Nachforschungen, welche Kämpfe und Niederlagen den Lebensweg dieser Menschen bestimmt haben. So ist der Orientalist Gustav Salomon Oppert in Berlin über eine Privatdozentur für drawidische Sprachen nicht hinausgekommen; sein Professorentitel, der das Grab ziert, stammt aus Madras. Besonders greifbar ist die Diskriminierung bei dem bedeutenden Physiologen Hermann Munk. Er war zwar 1880 in die Preußische Akademie der

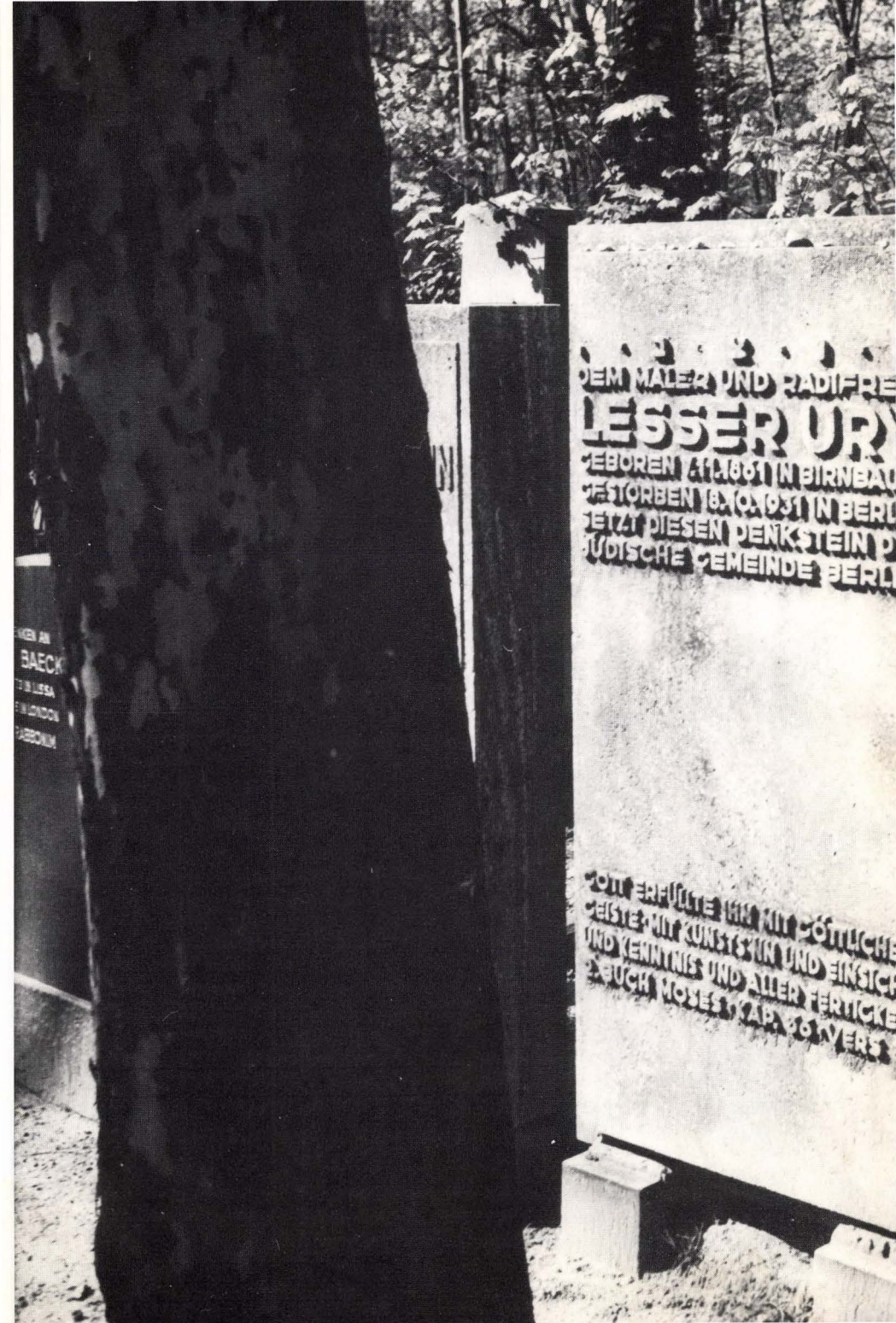


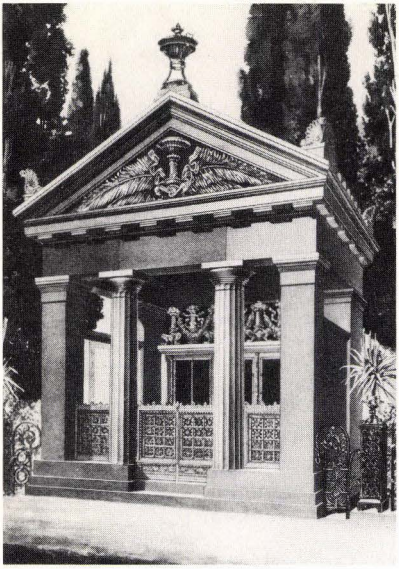
Links: Hermann Munk – ein prominentes Opfer staatlicher Judenfeindschaft, die ihm die Berufung auf einen ordentlichen Lehrstuhl an der Berliner Universität verwehrte.

Rechts: Lesser Ury (1861–1931) stammte aus kleinsten Verhältnissen in Birnbaum (Posen). 1878 entfloh er der Schneiderlehre und ging zunächst nach Düsseldorf an die Akademie, um Maler zu werden. In Paris (1881) malte er seine ersten Straßenbilder, Blumenstücke, Nachtstimmungen; in dem flämischen Dorf Vollouvet entstanden 1882–1884 seine ersten naturalistisch-impressionistischen Bilder, die mit zu den frühesten Werken des modernen Impressionismus in Deutschland zählen. Nach einem Aufenthalt in München (1886) übersiedelte Ury 1887 endgültig nach Berlin.

Er wurde Mitglied der Sezession, doch fand er lange Zeit über keine Anerkennung. In dürftigsten Verhältnissen lebte Ury jahrzehntelang in seinem Atelier am Nollendorfplatz wie ein Einsiedler. In dieser Zurückgezogenheit entstanden seine Schilderungen der neuen Weltstadt Berlin: „Lesser Ury hat, wie kein anderer vor ihm, in seinen Ölbildern und Pastellen das großstädtische Berlin mit seinen Menschen, mit den Cafés, den Droschken und Autos auf dem Asphalt, am hellen Tag, bei Regen oder im Schein der vielen Lichter der Nacht erlebt und gestaltet, Stadtimpressionen oft kaum lokalisierbar, aber doch ganz unverwechselbar berlinisch." (Irmgard Wirth). Erst 1916 erhielt Ury, der als Wegbereiter und einer der führenden Künstler des deutschen Impressionismus angesehen werden muß, mit einer von Cassirer veranstalteten Retrospektive die lange entbehrte Anerkennung. Aber diese späte Ehrung konnte ihn genauso wenig aus seiner Depression und Verbitterung befreien wie die Auszeichnungen zu seinem 60. Geburtstag, als ihn die Berliner Sezession zum Ehrenmitglied ernannte und eine Ausstellung seines Lebenswerkes veranstaltete. Die sich durchsetztende Wertschätzung Urys erhellt sich auch aus dem Ankauf von sechs seiner Bilder durch die Berliner Nationalgalerie.

Neben der Großstadt Berlin waren Landschaften, Blumenbilder, biblische Themen und Selbstbildnisse die Schwerpunkte seines Werkes, von dem über die Hälfte unter der Nazi-Diktatur zerstört wurde.


DEM MALER UND RADIERE
LESSER UR
GEBOREN 4.11.1861 IN BIRNBA
GESTORBEN 18.10.1931 IN BERL
JETZT DIESEN DENKSTEIN D
JÜDISCHE GEMEINDE BERL
BAECK





Links: Der 1843 in Grätz (Posen) geborene Rudolf Mosse absolvierte eine Druckerlehre in Posen, arbeitete dann für Druckereibetriebe in Berlin und Leipzig und kaufte 1864 die Leipziger Zeitung „Der Telegraph". 1865 baute er eine Werbeabteilung für die „Gartenlaube" im Leipziger Unternehmen Apitsch auf, bevor er dann 1867 den entscheidenden Schritt zur Gründung einer Annoncen-Expedition tat, der ersten ihrer Art in Deutschland. Sein geschäftlicher Erfolg bildete die Grundlage für einen Zeitungsverlag, in dem seit 1872 das „Berliner Tageblatt" erschien. Unter der redaktionellen Leitung Arthur Lewynsohns entwickelte sich diese Zeitung zu einem wichtigen überregionalen politischen Blatt linksliberaler Prägung, das bis zu 13mal wöchentlich erschien. Unter seinem Chefredakteur Theodor Wolff, der diesen Posten von 1906 bis zu seinem von den Nazis erzwungenen Ausscheiden 1933 bekleidete, stieg das „Berliner Tageblatt" zu einem Weltblatt auf, da es gelungen war, eine große Zahl der talentiertesten Journalisten an die Zeitung heranzuziehen. 1889 wurde dem „Berliner Tageblatt" die „Berliner Morgenzeitung" angegliedert, 1904 die linksdemokratische „Berliner Volkszeitung" übernommen, später noch das „8-Uhr-Abendblatt". Der Verlag Mosse gab außerdem viele Fachzeitschriften heraus, umfaßte auch eine allgemeine Buchabteilung und druckte die gewinnbringenden Adreß- und Telefonbücher sowie den „Rudolf-Mosse-Code" für den internationalen telegraphischen Handelsverkehr.

Vor 1914 galt Rudolf Mosse als einer der reichsten Bürger Berlins, der auch großer Summen für wohltätige Zwecke spendete. Außerdem trat er als großzügiger Mäzen vieler Literaten und Künstler hervor. Für seine mannigfachen Stiftungen erhielt Mosse den juristischen Ehrendoktortitel der Universität Heidelberg. Er starb am 8. September 1920.

Das aus rotem schwedischen Marmor errichtete Mausoleum der Familie Mosse spiegelt mit seiner reichen antikisierenden Innenausstattung sowie den Frontgittern aus Bronze den außerordentlichen Wohlstand der Familie wider. Weder der an die dorische Ordnung angelehnte Bautypus noch die Ornamentik in den bekrönenden Eck- und Firstaufbauten (Akroterien), im Giebelfeld oder bei Leuchtern und Festons an der inneren Hauptwand enthalten einen Hinweis auf das jüdische Bekenntnis der Familie – ein Ausdruck der starken Assimilationstendenzen, wie sie bei Rudolf Mosse, der lange Zeit über dem Vorstand der Berliner Jüdischen Reformgemeinde angehörte, nicht überraschen.

Geg. Seite, rechte Abb.: Der Verleger Samuel Fischer (1859–1934), in Lipto Szt. Miklos (in der Slowakei) geboren, kam über Wien nach Berlin, wo er 1881 als Buchhändler in der Friedrichstraße begann. 1886 gründete er dann den S.-Fischer-Verlag, der sich auf die Herausgabe von Werken naturalistischer und sozialkritischer Autoren des In- und Auslands spezialisierte. Hier erschienen zuerst im deutschsprachigen Raum die Werke Tolstois, Destojewskis und Zolas. 1889 wurde Samuel Fischer Vorstandsmitglied des Vereins „Freie Bühne", der sich der Idee einer Erneuerung des deutschen Theaterlebens aus dem Geiste der von Ibsen angeführten europäischen Avantgarde verpflichtet fühlte. Die von Otto Brahm geleitete Zeitschrift des Vereins wurde vom Fischer-Verlag herausgegeben und zur monatlich erscheinenden „Neuen Rundschau" entwickelt. Seit etwa diesem Zeitpunkt war der S.-Fischer-Verlag in Berlin für Jahrzehnte der führende Verlag der literarischen Moderne. Der Ehrentitel für Samuel Fischer „Cotta des Naturalismus" hatte insofern seine Berechtigung, als die wichtigsten Autoren dieser Richtung (u. a. Ibsen und Hauptmann) in seinem Verlag heimisch geworden waren. Doch war das Spektrum seiner Verlegertätigkeit viel breiter: Richard Dehmel, Thomas Mann, Jakob Wassermann, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Sigmund Freud, Franz Kafka, Alfred Döblin wurden hier herausgegeben. Auch alle Schriften Walther Rathenaus sind bei S. Fischer erschienen.
In der Tradition der legendären Berliner Salons des frühen 19. Jahrhunderts stand auch die vielgerühmte gesellschaftsbildende Gastlichkeit des Hauses Fischer im Grunewald, in dem die etablierten wie die neuentdeckten Autoren regelmäßig ein- und ausgingen.

Wissenschaften aufgenommen worden, doch wurde er, auch als ihn 1897 die Berliner Medizinische Fakultät primo loco für das Ordinariat der Physiologie vorgeschlagen hatte, von der Regierung nicht berufen. Dagegen erinnert das Grab des Juristen Jacob F. Behrend, der seit 1873 eine ordentliche Professur in Greifswald und seit 1884 in Breslau bekleidete, an einen der wenigen Juden, die Ordinarius an einer deutschen Universität geworden sind. Eine statistische Untersuchung über die Benachteiligung von Juden an deutschen Universitäten vor 1914 macht deutlich, daß von den jüdischen Privatdozenten prozentual weniger einen ordentlichen Lehrstuhl erhielten als von den christlichen Wissenschaftlern.
Eine Bilanz des Assimilationsprozesses vor 1914 sieht sich widersprüchlichen Entwicklungslinien gegenüber. Auf der einen Seite hatte der Eintritt der Juden in die deutsche Gesellschaft sie tatsächlich in vieler Hinsicht zu einem integralen Bestandteil des Wilhelminischen Deutschland werden lassen. Gleichzeitig hatten sich jedoch als Folge des Antisemitismus wie auch als Reflex innerjüdischer Tendenzen Elemente einer spezifischen Identität erhalten, bzw. neu herausgebildet.
Diese „besondere soziokulturelle Existenz" (Volkov) der deutschen Juden kann vielleicht als Erklärung für das sich in Weißensee dokumentierende Bekenntnis zum Judentum dienen. Trotz aller Angleichung an die deutsche Kultur und trotz des eindeutigen Bekenntnisses zur deutschen Nation blieb für die überwältigen-

de Mehrheit der Berliner Juden die Zugehörigkeit zur Jüdischen Gemeinde und die Beisetzung auf einem jüdischen Friedhof nach eigenem Ritus selbstverständlich. Während sich in Westeuropa im 19. Jahrhundert die Tendenz ausbreitete, innerhalb der kommunalen Friedhöfe lediglich eigene Abteilungen zu beanspruchen, war das Festhalten an einem eigenen jüdischen Begräbnisplatz für die Berliner Juden keine Frage. Die seit den 90er Jahren zu beobachtende jüdische Erneuerung und Selbstbesinnung macht vielleicht auch das Ausmaß verständlich, in dem der so sehr von der Assimilation geprägte Gesamteindruck des Weißenseer Friedhofs doch durch eine Vielzahl von Details mit eindeutig jüdischen Bezügen modifiziert wird. So könnte die Tatsache, daß die Prozesse der Integration und der kulturellen Annäherung nicht geradlinig und reibungslos verlaufen sind, erklären, warum sich auf diesem Friedhof an vielen Gräbern, die nach Stil, Dimensionen und Grabinschrift unverwechselbar vom Wilhelminischen Zeitgeist geprägt sind, an einer herausgehobenen Stelle ein Davidstern befindet. Wenn offenkundig sehr weitgehend assimilierte, in der Prestigeskala weit nach oben gelangte Berliner Juden ihr Grab mit einem solch eindeutig jüdischen Symbol zieren, so handelt es sich dabei sicherlich in erster Linie oft lediglich um einen demonstrativen Ausdruck von Gruppenzugehörigkeit, die nur zu einem geringen Teil religiös interpretiert wurde.

Organisierter Abwehrkampf: Der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens"

Die durch die judenfeindlichen Strömungen in der deutschen Gesellschaft ausgelösten Problematisierung des Assimilationsgedankens führte auch zum organisatorischen Zusammenrücken des deutschen Judentums. Parallel zu den Anzeichen einer jüdischen Neubesinnung wurden allein im Zeitraum 1890–1910 vierundzwanzig jüdische Organisationen gegründet, die ihren Mitgliedern in den verschiedensten Bereichen (wie Geselligkeit, Wissenschaft, Sport etc.) eine Alternative zu den durch antisemitische Widerstände schwerer zugänglichen allgemeinen Organisationen boten. Speziell zur Abwehr des politischen Antisemitismus entstanden Großverbände, deren bedeutendster der 1893 gegründete „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" (C. V.) war. „Durch Wort und Schrift, durch öffentliche Versammlungen und Vorträge" wollte der C. V. das Selbstbewußtsein der jüdischen Bürger stärken, Wissen über das Judentum verbreiten und judenfeindliche Angriffe durch Selbstverteidigung abwehren. Als Organisation der nach Assimilation strebenden deutschen Juden bekannte sich der Centralverein zur „unbeirrten Pflege deutscher Gesinnung" und



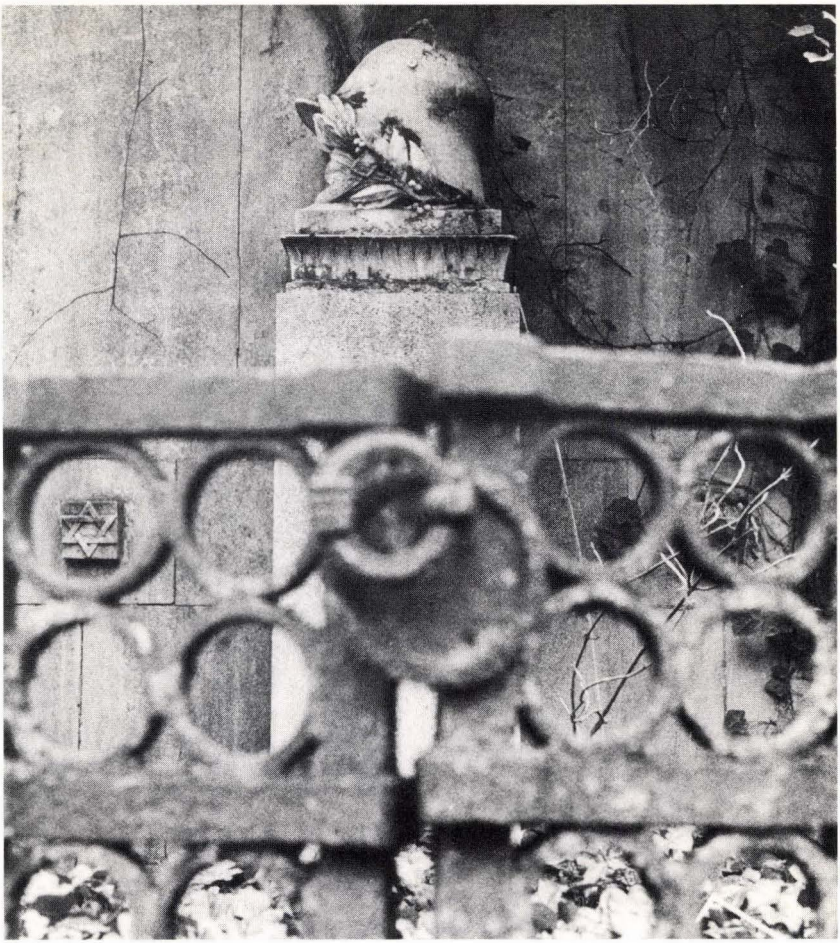
Eugen Fuchs – erfolgreicher Jurist und leitender Funktionär des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", beigesetzt in der Ehrenreihe des Friedhofs.

verlangte von seinen Mitgliedern „nicht bloß die Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten, sondern deutsche Gesinnung und Betätigung dieser Gesinnung im bürgerlichen Leben.... Auf dem Boden des deutschen Vaterlandes wollen wir als Deutsche an deutscher Kultur mitarbeiten und dabei unserer durch unsere Religion und unsere Geschichte geheiligten Gemeinschaft treu bleiben."
Die Aufrufe und Werbeschriften, mit denen der „Centralverein" seinen Kampf für die weitere Einbürgerung der Juden in die deutsche Gesellschaft „unter gleichzeitiger Wahrnehmung jüdischen Selbstbewußtseins und jüdischen Geistes" in der Öffentlichkeit führte, gehen im wesentlichen auf die Vorträge und Schriften des Juristen Eugen Fuchs zurück. Mit Raphael Löwenfeld u. a. hatte Fuchs, der sich 1889 am Berliner Kammergericht niedergelassen hatte und als einer der bedeutendsten Anwälte Deutschlands galt, den „Centralverein" gegründet. Als stellvertretender Vorsitzender übte er jahrelang entscheidenden Einfluß aus und hatte von 1917–1919 den Vorsitz inne. Auf seine Überlegungen ging die prinzipielle Stellungnahme des C. V. zum Zionismus zurück, die sich bei eindeutiger Zurückweisung eines jüdischen Nationalismus doch um eine möglichst weitgehende Einheit des Judentums bemühte. In diesem Sinne trat Eugen Fuchs als Vorsitzender des 1903 gegründeten „Verbandes deutscher Juden", eines eng mit dem C. V. verbundenen Dachverbandes jüdischer Organisationen, im Jahre

1914 in das von deutschen Zionisten initiierte „Deutsche Komitee zur Befreiung der russischen Juden" ein. Dieses Komitee repräsentierte die parallelen Interessen der Verfechter einer offensiven Ostpolitik im Auswärtigen Amt und im Hauptquartier sowie der Vertreter jüdischer Organisationen, die sich von der militärischen Niederwerfung Rußlands als des Landes der Pogrome die Emanzipation der osteuropäischen Juden erhofften. So aktiv Fuchs als jüdischer Verbandspolitiker auch war, ihm wurde doch gleichzeitig in erheblichem Maße auch berufliche Anerkennung zuteil: Von 1896–1911 gehörte er dem Vorstand der Anwaltskammer an, 1905 wurde er durch die Regierung in die Kommission für die Große Juristische Prüfung in Preußen berufen. Von 1905 bis zu seinem Tode 1923 gehörte er dem Vorstand des Deutschen Anwaltsvereins an, zuletzt als zweiter Vorsitzender. Sein Grab in Weißensee erinnert an einen der profiliertesten Repräsentanten des deutschen Assimilationsjudentums, dessen Reden, Schriften und Aktivitäten sich mit großer Beharrlichkeit und Intensität „um Deutschtum und Judentum" (so der Titel seiner 1919 veröffentlichten gesammelten Reden und Schriften) gedreht hatten. Dieser Sammelband galt noch Ende der zwanziger Jahre als „die beste Einführung in die Ideenwelt des C. V.".

Erster Weltkrieg und Weimarer Republik

Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges stimmte die Mehrheit der deutschen Juden in die allgemeine Kriegsbegeisterung ein. Viele Juden wurden wie ihre Mitbürger von einem maßlosen patriotischen Taumel erfaßt. Der Aufruf jüdischer Organisationen an die deutschen Juden, „in dieser Stunde ... zu zeigen, daß wir stammesstolzen Juden zu den besten Söhnen des Vaterlandes gehören" und sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden, fand starke Resonanz. Dabei dürfte auch die Hoffnung mitgeschwungen haben, durch äußerste Pflichterfüllung „mit diesem Krieg auch endlich die Gleichberechtigung in jeder Weise (zu) erreichen". „Der erste Reichstagsabgeordnete, der als Kriegsfreiwilliger fiel, war der jüdische Sozialdemokrat Ludwig Frank. Der jüngste deutsche Kriegsfreiwillige 1914 war der noch nicht ganz 15jährige Jude Eugen Scheyer. Es sind jüdische Familien bekannt, von denen bis zu zehn Söhne bei Kriegsbeginn einrückten. Jüdische Studentenverbindungen meldeten sich geschlossen." Insgesamt etwa 100 000 Juden nahmen freiwillig oder als Wehrpflichtige am Ersten Weltkrieg teil. Viele von ihnen bewährten sich im Kriegsdienst: 35 000 wurden ausgezeichnet, 23 000 befördert, 2000 Juden gelang der ihnen bisher verwehrte Aufstieg in den Offiziersrang. Etwa 12 000 der an den Fronten „für Kaiser und Reich" kämpfenden Juden fielen. Allein von den Berliner Juden starben 1 943 als Soldaten oder an den Folgen einer Kriegsverletzung.



Inschrift auf dem Gedenkstein:
Zum Gedächtnis an unseren unvergeßlichen Sohn und Bruder Waldemar Burchardt – Geb. 23. November 1894 – Gef. 17. Dezember 1917 am Monte Piano und dort vermißt.

Eine Vielzahl von Grabstätten in Weißensee belegt den Tod jüdischer Bürger „für Deutschland". Neben einer großen Anzahl über die verschiedenen Abteilungen verstreuter Einzelgräber oder Gedenksteine ist hier auch 1914 ein Ehrenfeld für 365 Opfer des Krieges errichtet worden, „die von jüdischer Seite die Treue zum Vaterland mit dem Tode besiegelt haben", wie es in einer Erklärung der Jüdischen Gemeinde hieß. Vor dem Hintergrund der späteren Verbrechen an den deutschen Juden wird die bittere Stellungnahme eines Überlebenden nur zu verständlich: „Ich bin immer berührt, bei dem Besuch des Friedhofs (in Wei-



„Freudig zog er in den Kampf"
Werner Mosse
Gefreiter im 8ten Bayr. Feld-Artillerie-Regiment
Geb. 16. 6. 1892
Gef. 20. 8. 1914 bei Viviers-Metz.



Unserem geliebten einzigen Kinde
Der Sonne unseres Lebens
Referendar Albert Lowinsky
Unteroffizier im
2. Garde-Feld-Art. Reg.
Geb. 5. Dezember 1891
Gest. f. d. Vaterland
Menin (Flandern)
d. 25. November 1914.



Gräberreihen auf dem Ehrenfeld für die Opfer des Ersten Weltkrieges.

ßensee, d. Verf.), wenn ich vorbeigehe und sehe: Hier starb Leutnant Soundso fürs Vaterland, für Kaiser, König und ich weiß was, dann geht mein Blutdruck hoch. Meine Lehrer waren alle deutsche Frontkämpfer jüdischen Glaubens, über die ich heute lachen muß. Wie lächerlich ich es heute doch finde, wenn ich daran denke, daß mein Großvater in der deutschen Armee gedient hat und wie viele von unseren anderen Leuten für Deutschland umgekommen sind." (Jakob H. Guttmann). Weder die Tatsache, daß etwas 12 000 jüdische Soldaten auf deutscher Seite gefallen waren, noch die Listen der 900 jüdischen Ritter des Eisernen Kreuzes Erster Klasse und der 17 000 Träger des Eisernen Kreuzes Zweiter Klasse vermochten die antijüdische Agitation zu bremsen. Der für viele deutsche Juden schmerzlichste Angriff unterstellte ihnen die Unterstützung, wenn nicht sogar die maßgebliche Leitung einer gegen Deutschland gerichteten internationalen Verschwörung. „Drückebergerei" im Kriege, Bereicherung an Kriegslieferungen, die „jüdische Regie" in der Revolution vom November 1918 und bei der

Niederlage des Kaiserreiches galten den Judenhassern als bewiesen und damit als Indizien für die „Schuld Judas".
Hinter der Maßlosigkeit und zunehmenden Militanz des deutschen Antisemitismus steckte ein Vernichtungswille, der sich sowohl im Mord an Walther Rathenau (1922) wie auch in den Prognomen von 1919 und 1923 im Scheunenviertel, einem vorwiegend von Ostjuden bewohnten Wohngebiet nördlich des Alexanderplatzes, zeigte.
Bei der Abwehr antisemitischer Übergriffe ging es zunächst um einen bewaffneten Selbstschutz, der das Leben und Eigentum jüdischer Bürger verteidigen sollte. Dabei spielte insbesondere der 1919 gegründete „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" eine große Rolle; später kamen noch die Mitglieder jüdischer Sportvereine hinzu.
In der politischen und publizistischen Aufklärungsarbeit dagegen bildete weiterhin der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" den organisatorischen Mittelpunkt des jüdischen Abwehrkampfes gegen die anschwellende antisemitische Welle. 1929 zählte der C. V. über 60 000 Einzelmitglieder, die in 555 Ortsgruppen und 21 Landesverbänden vereinigt waren, und stellte somit die größte jüdische Organisation im Deutschen Reich dar. Da er gleichzeitig als Kern einer Verbändeorganisation fungierte, konnte der C. V. über die angeschlossenen Vereine und Körperschaften mehr als 300 000 deutsche Juden vertreten. Zu Recht mußte er zu diesem Zeitpunkt als Repräsentant der Mehrheit des deutschen Judentums angesehen werden.
Im Kampf gegen die unverhüllten Bestrebungen zur Ausgrenzung der Juden aus der deutschen Nation waren in den zwanziger Jahren wiederholt Aufklärungskampagnen organisiert worden, in denen der jüdische Beitrag zu den deutschen Kriegsanstrengungen in den Mittelpunkt gestellt wurde. Neben Broschüren, Flugblättern und Buchveröffentlichungen spielten dabei auch öffentliche Versammlungen eine Rolle. Auch bei der Kundgebung, die am 5. September 1926 vom „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten", von der Chewra Kadischa (der Bestattungsbruderschaft) und anderen jüdischen Organisationen auf dem Friedhof Weißensee veranstaltet wurde, ging es nicht ausschließlich um eine interne Gedenkfeier der Jüdischen Gemeinde für die Kriegstoten. Vielmehr zielte auch diese Trauerkundgebung vor etwa 15 000 Teilnehmern, darunter Vertreter des Reichswehrministeriums, des Innenministeriums und der Stadt Berlin, auf eine Beschwörung der Öffentlichkeit, doch endlich die Opfer der Juden im Weltkrieg zu würdigen.
Eine Feier mit ähnlicher politischer Stoßrichtung fand im Juni 1927 in Weißensee bei der Enthüllung des Gefallenendenkmals auf dem Ehrenfriedhof statt. Vor Vertretern des Reiches und der Stadt, vor Kriegsvereinen und Studentenverbindungen, vor Repräsentanten der protestantischen und der katholischen Kirche hielt zunächst der Rabbiner Leo Baeck, der selbst am Weltkrieg als Feldgeistlicher teilgenommen hatte, eine Ansprache. „Dem unbekannten Soldaten" lautete das Erinnerungswort auf vielen Gefallenen-Ehrenmälern. „Auch die Inschrift auf diesem Stein für die gefallenen jüdischen Krieger müßte die Worte ‚Dem un-



Das 1927 eingeweihte Gefallenendenkmal verzichtet auf jeden nationalen Bezug. Während die Inschrift auf dem Frankfurter Ehrenfriedhof der Söhne der Jüdischen Gemeinde gedenkt, „die im Weltkrieg 1914–1918 ihr Leben für das Vaterland hingegeben haben", klammert der Weißenseer Gedenkstein solche Zusammenhänge aus – möglicherweise ein Ausdruck der Resignation gegenüber den antisemitischen Anfeindungen, die das Opfer der deutschen Juden im Weltkrieg mit Ausdauer und Infamie bestritten. Statt dessen stehen die jüdischen Bezüge im Vordergrund: nicht nur durch den Löwen und den Davidstern, sondern auch durch die Form des Denkmals, das als monumentaler Altar nach historischen Vorbildern gestaltet ist. Israels Wüstenheiligtum hatte zwei Altäre: den Bronze- oder Brandopferaltar im Hof und den Gold- oder Weihrauch-Altar innerhalb des Zeltes. Das wichtigste Merkmal des Bronzealtars waren seine „Hörner" an den vier Ecken. Solche „Hörner" waren auch ein wesentliches Element aller Altäre im Jerusalemer Tempel. Sie sollen die göttliche Macht und Stärke versinnbildlichen und verleihen dem Menschen, der sie ergreift, göttlichen Schutz. Der Altar selbst galt als „Zeuge zwischen uns und Euch, daß Jehova Gott ist".

bekannten Soldaten' tragen. Viele der deutschen Volksgenossen kennen sie nicht, viele wollen die nicht kennen, die mit dem gleichen Enthusiasmus, der gleichen Vaterlandsliebe wie die christlichen Kameraden ins Feld zogen, Schulter an Schulter mit ihnen gekämpft haben, deren Blut gemeinsam geflossen ist." Am Ende der Feier, die vom Musikkorps der Kommandantur Berlin und den vereinigten Synagogenchören umrahmt wurde, weihte Dr. London vom „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" einen „Ehrenschild für die gefallenen Kameraden". Dabei erinnerte er an „die Kameradschaft aller deutschen Söhne im Sterben, eine Mahnung zur Kameradschaft aller im Leben". So ermutigend es auch wirken konnte, in welchem Umfange Repräsentanten außerhalb der Jüdischen Gemeinde an dieser Feier teilgenommen und mitgewirkt hatten, die Beschwörung der Kriegskameradschaft lief politisch doch ins Leere. Der Irrationalismus der antisemitischen Strömungen in Deutschland war durch solche Appelle nicht aufzubrechen. „Es sollen Juden im Felde gefallen sein; schade, daß sie nicht alle gefallen sind" – diese Äußerung eines völkischen Agitators verdeutlicht, daß die auf Überwindung von Vorurteilen zielende Öffentlichkeitsarbeit der jüdischen Organisationen zum Scheitern verurteilt war.
Im Rückblick kommentierte der Berliner Rabbiner Joachim Prinz 1934 die offenkundige Ineffektivität der jüdischen Abwehrstrategie: „Je mehr aufgeklärt worden ist, desto rapider stieg der Antisemitismus."

„Hochemanzipation": Die Blütezeit der Berliner Jüdischen Gemeinde

Allen wütenden antisemitischen Angriffen zum Trotz fühlte sich die Mehrzahl der Berliner Juden, einschließlich ihrer großbürgerlichen Oberschicht, unter der Weimarer Verfassung sicher. Der formalrechtlichen Gleichstellung der Juden schien nun endlich auch die vollständige gesellschaftliche Integration zu folgen. In dieser Phase der „Hochemanzipation" waren den jüdischen Staatsbürgern alle öffentlichen Ämter zugänglich, und der Angleichungsprozeß setzte sich auf breiter Front fort. Hatte das Mitglied der Berliner Jüdischen Gemeinde Hugo Preuß als Reichsinnenminister mit seinem Entwurf die Grundlagen für die Weimarer Reichsverfassung geschaffen, so waren auch die Berliner Juden mehrheitlich überzeugte Republikaner. Viele von ihnen trugen als Politiker, Journalisten, Künstler, Schriftsteller, Schauspieler oder Wissenschaftler zur Blüte Berlins bei. Die „Goldenen Jahre" Berlins waren gleichzeitig auch der Höhepunkt in der Entwicklung seiner jüdischen Gemeinde. Mit 172 000 Mitgliedern erreichte die „Jüdische Gemeinde zu Groß-Berlin" 1925 eine Zahl, die sie nie wieder erreicht hat und die sie zur größten jüdischen Gemeinschaft Deutschlands werden ließ. Aber nicht nur die zahlenmäßige, auch die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der Berliner Juden machte die Stadt zum Zentrum des deutschen Judentums. Hatten hier doch fast ausnahmslos die politischen, religiösen und sozialen Spitzenorganisationen ihren Sitz und verlegten hier ihre literarischen und journalistischen Organe.

Parallel zu diesem Aufschwung der Gemeinde erfuhr auch das Bestattungswesen in Weißensee eine außerordentliche Erweiterung. Unter der Aufsicht einer 18köpfigen Friedhofskommission arbeiteten hier damals 67 Beamte und Angestellte, darunter 15 Sargträger, Gruftmacher sowie Taharafrauen (für die rituelle Waschung der Leichen). Für die Pflege der 72 000 Gräber sowie für die Instandhaltung des gesamten Friedhofsgeländes standen im November 1926 weitere 201 Arbeitskräfte zur Verfügung.

In der Grabgestaltung sezten sich nach den architektonischen Übersteigerungen der Wilhelminischen Zeit sachlichere Konzeptionen durch. Die Zeit der repräsentativen Mausoleen und monumentalen Wandgestaltungen war in Weißensee, wie auf den christlichen Friedhöfen, weitgehend vorbei.

Entsprechend den Entwicklungen des zeitgenössischen Bestattungswesens wurde nahe der Neuen Trauerhalle erstmals auch eine Abteilung für Urnenbeisetzungen eingerichtet, ein Schritt, der für viele Juden einen unerhörten Bruch mit der Überlieferung darstellte. Einem Gemeindebeschluß, der Feuerbestattungen für zulässig erklärte, waren lange theologische Erörterungen vorausgegangen. Orthodoxe Kreise sahen in der Erdbestattung, die bis zu diesem Zeitpunkt in Weißensee ausschließlich vorgenommen worden war, nicht nur einen geheiligten Brauch, sondern auch ein biblisches Gesetz. Dagegen wiesen die nichtortho-



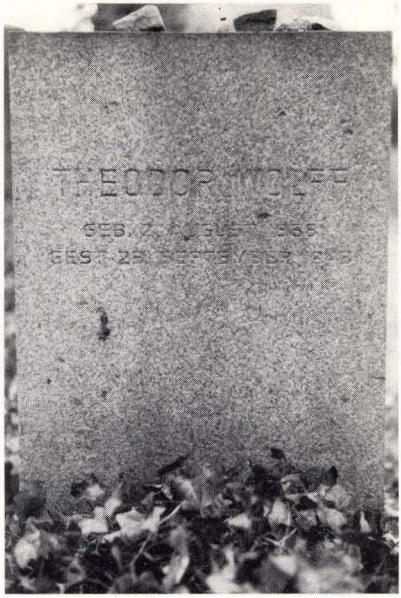
Lothringenstraße mit Blick auf das Friedhofsportal und die Alte Trauerhalle. Auf der linken wie der rechten Straßenseite haben Steinmetzbetriebe Muster für Grabsteine aufgestellt.

doxen Theologen darauf hin, daß in der Bibel neben Erdbestattung durchaus auch von Feuerbestattung die Rede sei. In der Thora liege ein wirkliches Gebot der Erdbestattung nicht vor, und selbst nach dem Talmud bleibe die Frage, ob die Erdbestattung nicht nur allgemein üblicher Brauch sei, offen. Diese Argumentation eröffnete der Gemeindemehrheit, die unabhängig von theologischen Disputen den Gedanken einer Weiterentwicklung des Religionsgesetzes vertrat, die Möglichkeit, guten Gewissens den modernen Strömungen der nichtjüdischen Umwelt auch in diesem Punkt zu folgen. Mit diesem teilweisen Übergang zur Urnenbeisetzung waren aufwendige Grabgestaltungen fast völlig ausgeschlossen, so daß auch von dieser Seite her der Tendenz zu bescheideneren, sachlicheren Formen verstärkt wurde.

Für streng traditionsgläubige Juden ist ein Friedhof, auf dem Aschenreste beigesetzt sind, rituell unzulässig. Die Konsequenz für sie heißt dann entweder Einrichtung eines besonderen Begräbnisfeldes innerhalb des bestehenden oder die Anlage eines eigenen Friedhofes. In Weißensee wurde den Forderungen der Orthodoxie insoweit Rechnung getragen, daß hier für ihre Anhänger ein „Sonderfeld" bestand, in dem keine Aschenbeisetzungen durchgeführt wurden.

Die noch im Tode beibehaltene Abgrenzung von orthodoxem und liberalem, auf Assimilation bedachtem Judentum war durchaus ein Spiegel der Beziehungen beider Gruppen im gesellschaftlichen Leben. Der Zustrom großer Massen jüdi-





Links: Auf dem Sonderfeld für die orthodoxen Juden am Rande des Friedhofs steht dieser Grabstein für den Rabbiner Abraham Mordechai Grynberg, der der anerkannte religiöse Führer der Ostjuden war und als „Wunderrabbi" galt.

Rechts: Beinahe am entgegengesetzten Ende des Friedhofs hat Theodor Wolff, der langjährige Chefredakteur des liberalen „Berliner Tageblatts", seine letzte Ruhestätte gefunden. Mit seiner kritischen Einstellung zu den nicht-assimilierten Ostjuden repräsentierte er eine bei vielen deutschen Juden verbreitete Haltung.

scher Arbeiter, Bauern, Handwerker und Kleinhändler aus dem Osten, die vor den schweren Pogromen und Vertreibungen (insbesondere in Rußland 1881/82 und 1903) nach Westen auswichen, erregte nicht nur die Antisemiten. Bereits im Kaiserreich, als diese Ost-West-Wanderung einsetzte, aber auch in der Weimarer Republik, als sie sich zeitweilig noch verstärkte, sahen sich die auf Integration bedachten kleinbürgerlichen und bürgerlichen Kreise des Berliner Judentums in ihrer prekären Situation zusätzlich bedroht: Diese Ostjuden hatten mit dem bereits erwähnten Scheunenviertel einen eigenen Wohnbezirk. Sie waren durch Sozialstruktur, Lebensgewohnheiten wie Kleidung und Haartracht, ihre jiddische Sprache und orthodox-religiöse Einstellung (z. T. chassidische Tendenzen) von den anderen Juden unterschieden. Die Sorge der bereits weitgehend assimilierten Juden war es, daß sie mit den Ostjuden identifiziert würden und daß die nichtjüdische Umwelt den Normalisierungsprozeß verzögern und sogar rückgängig machen könnte. Aus diesen Ängsten kam es zu der nur scheinbar parado-









Die Grabinschriften spiegeln verschiedene Stufen der Assimilation ostjüdischer Zuwanderer.

xen Situation, daß Juden sich für eine Zuzugssperre von Juden aussprachen. Anlaß, sich dieser teilweise feindseligen Distanz gegenüber den Ostjuden zu erinnern, bietet das Grab von Theodor Wolff in Weißensee. Der liberale Publizist, seit 1906 Chefredakteur des Berliner Tageblatts, war von den Nazis ausgebürgert, 1943 in Nizza verhaftet und der Gestapo übergeben worden. Nach ei-

nem monatelangen Leidensweg durch Gefängnisse und Konzentrationslager war er aus dem KZ Sachsenhausen in das Jüdische Krankenhaus gebracht worden, wo er am 23. September 1943 starb. Noch kurz zuvor hatte Wolff im französischen Exil 1942/43 in einem Manuskript „Die Juden" den Vorwurf gegen die Ostjuden wiederholt, sie hätten durch ihr Auftreten den Antisemitismus provoziert: „Meine Meinung war und ist es, daß es ein Fehler der deutschen Regierung zur Zeit der Weimarer Republik war, in allzu unbeschränktem Maß, mit sehr wenig Kontrolle und ohne Auswahl, alle sogenannten Ostjuden aufzunehmen, und daß man sich doch ein wenig mehr um die Erziehung, Zeugnisse und moralische Qualitäten hätte kümmern sollen." Diese Bemerkungen wurden zu einem Zeitpunkt niedergeschrieben, als Terror und Vernichtung galizische Juden und jüdische Frontkämpfer aus dem Berliner Westen gleichermaßen erfaßt hatte.
Sofern die in großer Zahl nach Berlin zugewanderten Ostjuden an ihrer strengen religiösen Observanz festhielten, wurden sie auf dem Friedhof der orthodoxen Adaß-Jisroel-Gemeinde oder auf dem besonderen Begräbnisfeld des großen Weißenseer Friedhofs beigesetzt.
Viele von ihnen gingen aber auch den Weg der Assimilation: Ihre Gräber sind über alle Abteilungen verstreut und in den meisten Fällen weder in der architektonischen Gestaltung noch in den Grabinschriften von denen der eingesessenen Familien zu unterscheiden.
Die Grabsteine illustrieren die verschiedenen Stufen der Angleichung an die deutsch-jüdische Umwelt: von der fast rein kyrillischen Beschriftung für Nadine Sacker über die hebräisch-deutsche Gedenktafel für Mannheim Kaphan aus Miloslaw bis zu den Steinen für Moritz Cohn aus Samotschin, Charlotte Lewy aus Myslowitz und Isidor Katz aus Ostrowo, bei denen nur noch der Geburtsort an die Herkunft aus einem fernen kulturell-religiösen Umfeld erinnert.

Illusion und Anpassung in der Frühzeit der NS-Herrschaft

Die Mehrzahl der Berliner wie der deutschen Juden klammerte sich in den ersten Jahren nach 1933 zunächst verzweifelt an die Vorstellung von der Unerschütterlichkeit rechtsstaatlicher Traditionen in Deutschland. Die Exzesse des neuen Regimes seien nur eine Episode, und „ihr Land" galt ihnen weiterhin als Gegenbild zum Rußland der Pogrome. Noch im März 1933, gerade vier Wochen nach dem Reichstagsbrand und der daraufhin eingeleiteten brutalen Verfolgung politischer Gegener, appellierte die Jüdische Gemeinde zu Berlin in einem Brief an Hitler: „Wir wiederholen in dieser Stunde das Bekenntnis unserer Zugehörigkeit zum deutschen Volke, an dessen Erneuerung und Aufstieg mitzuarbeiten unsere heiligste Pflicht, unser Recht und unser sehnlichster Wunsch ist."



Unbeirrbar hielten viele Juden an ihrem Patriotismus fest, eine Einstellung, die oft die rechtzeitige Emigration verhinderte.

Noch nach den ersten antijüdischen Exzessen im Frühjahr 1933 wandte sich der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" gegen „Panikparolen, gegen überstürztes Aufgeben wirtschaftlicher Positionen und gegen wilde Flucht".

Im Sinne der Parole: „Jeder bleibt auf seinem Posten", die die Reichsvertretung der deutschen Juden ausgab, blieb denn auch die Friedhofswelt von Weißensee – wie das Leben vieler anderer jüdischer Institutionen – von der Zäsur des Jahres 1933 zunächst unberührt: Die Verwaltung arbeitete wie bisher, und 1938 lag die Zahl der Friedhofsmitarbeiter – durch Emigration fast nicht berührt – immer noch bei etwa 200 Personen. Auch die Zahl der Bestattungen bewegte sich ungefähr im Rahmen früherer Jahre, wenn man die Angaben für 1924: 2293 und 1925: 2248 Beisetzungen zu Grunde legt:

1933: 2223	1936: 2238	1939: 2311
1934: 2126	1937: 2189	
1935: 2130	1938: 2323	

Bis 1937 blieb nämlich auch die Zahl der Berliner Juden relativ konstant: Gegenüber ca. 160 000 im Jahre 1933 lebten 1937 immerhin noch etwa 140 000 in der Reichshauptstadt. Zwar war die Abwanderung ins Ausland höher als die Diffe-

renz von 20 000, doch wurden diese Emigrationsverluste der Berliner Gemeinde in gewissem Umfange durch eine Nachwanderung aus dem Binnenland ausgeglichen. Vor die Alternative Stadtwanderung oder Emigration gestellt, entschieden sich zunächst noch viele jüdische Menschen für ein Leben in Berlin, in der Hoffnung auf erträglichere Lebensbedingungen in der Anonymität der Großstadt.

Über das Jahr 1933 hinaus blieb der Friedhof in Weißensee auch Schauplatz regelmäßiger Feiern zum Totengendenken, die zweimal jährlich, im Frühjahr zum „Heldengedenktag" und im Herbst am Sonntag zwischen Rosh Hashana (Jahresanfang) und Jom Kippur (Versönungsfest), für die Kriegsopfer der Berliner Gemeinde stattfanden. Als Beispiel für den Ablauf dieser Gedenkveranstaltungen soll die Feier zum „Heldengedenktag" im März 1935 beschrieben werden. Zunächst versammelten sich in der Synagoge Oranienburger Straße mehr als tausend frühere jüdische Frontkämpfer, die in Abteilungen gegliedert mit umflorten Fahnen „unter feierlichem Orgelklang" einmarschiert waren. Dem Zuge voraus wurde ein blumengeschmückter Schild getragen, der dann später am Ehrenmal in Weißensee niedergelegt werden sollte. Die Trauerfeier zu Ehren der „für das Vaterland Gefallenen", an der auch die offiziellen Repräsentanten der Jüdischen Gemeinde mit ihrem Vorsitzenden Heinrich Stahl teilnahmen, wurde durch Chorgesang eröffnet. Dann hielt der Rabbiner Dr. Lewkowitz die Predigt, an die sich das „Gebet für das Vaterland" anschloß. „Tiefbewegt sang Oberkantor Gollanin das ‚El mole rachamin' und sprach das Kaddischgebet. Die Fahnen senkten sich, tief erschüttert gedachten alle der Gefallenen. Wieder Chorgesang –, Herr, was ist der Mensch' –; die Feier ist beendet. Die Fahnenabordnungen verlassen unter den Orgelklängen des Chopinischen Trauermarsches und des Liedes vom guten Kameraden das Gotteshaus."

Im Anschluß fanden sich dann viele Hundert frühere Frontkämpfer in Weißensee ein. Sie nahmen am Friedhofseingang Aufstellung und marschierten unter Führung des Landesverbandsvorsitzenden Callmann in militärischer Ordnung mit Fahnen und dem blumengeschmückten Schild zum Ehrenmal. Hier wurde der Schild mit dem Zeichen RjF („Reichsbund jüdischer Frontsoldaten") niedergelegt, und „die Kameraden Dr. Dienemann vom engeren Führerrat und Callmann als Landesverbandsvorsitzender (widmeten) den gefallenen Helden noch soldatisch packende Worte". Der patriotische Grundton dieser Feier war Ausdruck einer für die meisten Berliner Juden zu diesem Zeitpunkt noch selbstverständlichen Identifikation mit Deutschland als ihrem „Vaterland". Das betont nationale und soldatische Auftreten des Reichsbundes war gleichzeitig auch ein wichtiges Element der Selbstdarstellung gegenüber dem neuen System. 1933 hatte nämlich der Reichsbund aus seiner Verbundenheit mit Deutschland nicht nur dafür plädiert, „die Stellung zu halten" und sich um eine „ehrenhafte Lösung der Judenfrage" im Deutschen Reich zu bemühen – eine entschiedene Absage an alle Emigrationsdiskussionen. Darüber hinaus anerkannte die Führung des Reichsbundes auch die Ziele des neuen Systems als grundsätzlich legitim und willigte sogar in die Errichtung eines eigenständigen jüdischen Bereiches ein, in



Totengedenken des „Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten" in Weißensee im September 1936: Noch im vierten Jahr der Nazi-Herrschaft klammerten sich viele Weltkriegsteilnehmer an die Hoffnung, daß sie als „gute" Juden dem Terror der Nazis entgehen würden.

dem die Juden „geschlossen unter sich bleiben wollten". Mit seinem Einverständnis, daß „keine Vermischung mit der arischen Bevölkerung" stattfinden dürfe, hatte der Reichsbund den freiwilligen Rückzug ins Ghetto angeboten. Besonders problematisch waren auch seine Vorstöße beim Reichskanzler und beim Reichspräsidenten, von denen die Organisation eine Begünstigung ehemaliger Frontsoldaten und ihrer Angehörigen sowie eine Bevorzugung „altansässiger Familien" forderte. Mit diesen Eingaben signalisierte der RjF sein Abrücken von bestimmten Gruppen, wie den Neueingewanderten und den Ostjuden, deren Diskriminierung damit zugleich akzeptiert wurde. Die unübersehbare Nähe zu den Wertvorstellungen der neuen Machthaber bekundete der Reichsbund auch durch seine Forderung nach Arbeitsdienstlagern und nach Wehrpflicht für jüdische Jugendliche. Diese Taktik, sich als „gute" Ausnahmejuden zu profilieren, schien zunächst tatsächlich Früchte zu tragen: Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom April 1933 galt mit seinen diskriminierenden Bestimmungen nicht für Frontsoldaten und altansässige Familien. Doch in der Folgezeit geriet der Reichsbund mit seinem Plädoyer für ein Verbleiben der Ju-

den in Deutschland in Konflikt mit der Politik der Nazis, die auf Auswanderung hindrängten und an einem Erstarken antiassimilatorischer Strömungen wie der der Zionisten interessiert waren.
Im Oktober 1936 wurde dem Reichsbund vom Reichsführer SS jede andere Tätigkeit außer der Betreuung der jüdischen Kriegsopfer untersagt. Mit dem Pogrom vom 9./10. November 1938 stellte der „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" seine Tätigkeit ein. Zu diesem Zeitpunkt endeten auch die regelmäßigen Totenfeiern am Ehrenmal in Weißensee, bei denen bis zuletzt die patriotische und soldatische Haltung des Verbandes demonstriert werden sollte, um den Anspruch auf eine Sonderstellung zu rechtfertigen.

Die Verdrängungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten

Trotz ihrer unüberhörbaren Bekundungen vaterländischer Gesinnung, trotz ausdauernder und intensiver Integrationsbemühungen, trotz aller rationaler Aufklärungsarbeit und trotz der Distanzierung von den „Ostjuden" gelang es den deutschen Juden nicht, sich auf Dauer einen Platz gleichberechtigt neben ihren nichtjüdischen Mitbürgern zu sichern. Am Ende der Entwicklung stand dann der Völkermord an den deutschen Juden, der auch zum fast völligen Untergang der Berliner Gemeinde führte. Von den rund 160 000 Glaubensjuden, die die Berliner Gemeinde 1933 umfaßte, wanderten etwa 90 000 aus, während 55 000, das heißt ein rundes Drittel, in Gefängnissen und Konzentrationslagern ermordert wurden.
Die Spuren der meisten dieser Opfer sind nicht mehr auffindbar. An sie erinnert lediglich der Gedenkstein am Eingangsrondell vor der Alten Trauerhalle, den die Jüdische Gemeinde für ihre gemordeten Brüder und Schwestern errichten ließ. Dieses in seiner Art und seinem Ausmaß unvorstellbare Kollektivschicksal wird aber bei einem Gang über den Friedhof in Weißensee als konkretes Schicksal einzelner Menschen oder ganzer Familien erfahrbar: Auf vielen Familiengräbern finden sich Gedenktafeln oder Nachträge, die die Namen der ermordeten Angehörigen nennen. Gelegentlich läßt eine asymmetrische, weil nur zur Hälfte beschriftete Grabtafel das Schicksal des Ehepartners ahnen.
Nur einige wenige der verschleppten Juden sind in Weißensee auf einem gesonderten Urnenfeld für die Toten der Konzentrationslager beigesetzt. Hier ruht die Asche von insgesamt 809 in verschiedenen Lagern ermordeten Juden. Dabei ist es aber in den meisten Fällen fraglich, ob die gegen Zahlung einer Gebühr ausgehändigte Urne tatsächlich die sterblichen Reste des verschleppten Verwandten enthielt.







Aus der Anonymität der 55 000 jüdischen Opfer aus der Berliner Gemeinde treten einzelne und Familien heraus und lassen so den Massenmord als konkretes Schicksal bestimmter Menschen erfahrbar werden.

Betrachtet man die Gräber und ihre Inschriften aus den Jahren 1933–1945, so werden die verschiedenen Wellen von Terror und Verfolgung deutlich. Zu den ersten Maßnahmen der staatlichen Diskriminierungspolitik gehörte der für den 1. April 1933 ausgerufene Boykott jüdischer Geschäfte, Waren, Ärzte und Rechtsanwälte. In diese Terrormaßnahmen war auch die Praxis des Arztes Dr. Arno Philippsthal in Berlin-Biesdorf einbezogen worden. Der Arzt selbst wurde verhaftet, in das „wilde" KZ der SA in der General-Pape-Straße eingeliefert und am 3. April 1933 ermordet. Sein Grabstein in Weißensee erinnert daran, wie früh der mörderische Kern des nationalsozialistischen Antisemitismus zu Tage trat. Auch die späteren Verfolgungsmaßnahmen bis hin zur „Fabrik-Aktion", bei der



Die Emigration stellte die Hauptreaktion der jüdischen Bevölkerung auf ihre Bedrohung dar. So konnten wenigstens 90 000 Berliner Juden durch Auswanderung ihr Leben retten.
Die noch bis 1941 bestehenden Möglichkeiten, sich legal dem Zugriff der Nationalsozialisten durch die Einwanderung in ein anderes Land zu entziehen, wurden bevorzugt von der jüngeren Generation wahrgenommen. So hatte sich z. B. von 1933–1939 der Anteil der Kinder halbiert, der Anteil der über Fünfundsechzigjährigen aber verdoppelt. „Zahlreiche Jugendliche konnten mit speziellen Kinderhilfswerken emigrieren, während die Eltern erst später oder gar nicht mehr ins Ausland gelangten. ... Menschen über 60 emigrierten meist nur mit Familienmitgliedern oder warteten, bis ihre Kinder im Ausland genügend gespart hatten, um sie nachzuholen. Häufig war es dann für eine Ausreise zu spät." (Richarz)
Die genauen Familienverhältnisse der Leons sind für uns nicht rekonstruierbar, aber die von den Kindern (und Enkelkindern) „in London und New York" gewidmete Gedenktafel für die Mutter Gertrud Leon verdeutlicht das recht häufige „Zerreißen der Familien entlang der Generationslinie".
Gertrud Leon war zum Zeitpunkt der Deportation über 60 Jahre alt und insofern repräsentativ für viele Opfer, als die verschleppten Juden zu zwei Dritteln über 45 Jahre alt waren und der Anteil der Frauen 20 Prozent höher lag als der der Männer. (Viele der älteren Frauen waren Witwen wie Frau Leon.)
Die Gedenktafel für die Mutter nennt als Wohnort der emigrierten Kinder London und New York. Auch diese Angaben können in gewisser Hinsicht als repräsentativ betrachtet werden: Unter den Aufnahmeländern für Emigranten aus Deutschland standen die Vereinigten Staaten, Palästina und Großbritannien an erster Stelle.

am 27. und 28. Februar 1943 alle zur Zwangsarbeit eingesetzten Juden aus den Berliner Betrieben herausgeholt und deportiert wurden, finden auf den Grabsteinen ihren Niederschlag. Besonders deutlich werden die verschiedenen Etappen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik auch bei einer näheren Betrachtung der Selbsttötungen unter Juden in der Zeit von 1933–1945. Nach den Angaben des Rabbiners Riesenburger haben sich 1 907 Menschen durch Selbstmord den Demütigungen, dem Terror und später der Deportation entzogen. Da sich diese Zahl nur auf die in Weißensee erfolgten Beisetzungen bezieht und zudem eine hohe Dunkelziffer wahrscheinlich ist, sind neuere Schätzungen, die von 3000–4000 Selbsttötungen unter den Berliner Juden 1933–1945 sprechen, durchaus glaubhaft.
Folgt man Riesenburger, der sich auf die gesicherten, nach Jahren gegliederten Angaben des Weißenseer Friedhofsregisters stützt, so ergeben sich folgende Zahlen für die einzelnen Jahre der Naziherrschaft:

1933: 77 Tote	1938: 113 Tote	1943: 214 Tote
1934: 60 Tote	1939: 103 Tote	1944: 34 Tote
1935: 66 Tote	1940: 59 Tote	1945: 2 Tote
1936: 60 Tote	1941: 254 Tote	
1937: 54 Tote	1942: 811 Tote	

Die Verteilung der Selbstmordzahlen über die 12 Jahre NS-Diktatur zeigt eine eindeutige Tendenz:
- Der deutliche Anstieg der Selbsttötungen 1938 steht offenbar im Zusammenhang mit dem Novemberpogrom.
- Das Emporschnellen der Zahlen im Jahre 1941 ist aus der Einführung der Zwangsarbeit (7. 3. 1941), der Einführung des „Judensterns" (1. 9. 1941) und dem Beginn der Massendeportationen von Berliner Juden (18. 10. 1941) zu erklären.
- Die weitere drastische Steigerung der Selbsttötungen 1942 ist wahrscheinlich eine direkte Folge der am 11. 7. 1942 aufgenommenen Transporte nach Auschwitz und des nun industriell betriebenen Massenmordes.

Unter dem Eindruck dieser tödlichen Bedrohung wurde der Selbstmord zu einem Massenphänomen: Allein auf die Jahre 1941–1943 entfiel mit 1279 durch Freitod Verstorbenen das Gros derer, die mit Hilfe von Veronal oder Cyankali vor dem bevorstehenden Grauen flüchteten. „Im November 1942 stieg die Selbstmordrate erschreckend an, es gab längst eine besondere Abteilung im Jüdischen Krankenhaus, Betten hatte man für die schon sterbend Eingelieferten nicht mehr in genügender Zahl, viele lagen auf Holzpritschen, Massagebänken und ähnlichen Behelfsmitteln. ... In einem Fall hatten sieben Personen eines Haushaltes, als sie die Nachricht erhielten, daß sie ihre Wohnung räumen mußten, durch Einnahme von 25 Veronaltabletten Selbstmord begangen. Sechs von





Links: Noch am Vorabend der Katastrophe investierten viele jüdische Familien große Summen in die Errichtung von Erbbegräbnissen. Niemand vermochte sich vorzustellen, daß Emigration und Deportation schon bald die Familien auseinanderreißen würden. Die assymmetrischen, zur Hälfte leer gebliebenen Schriftfelder symbolisieren die grausame Zäsur der Jahre nach 1933. Jahrzehntelang hatte die Mehrzahl der deutschen Juden unbeirrbar auf deutsche Rechtsstaatlichkeit vertraut, deren plötzliche Aufhebung nun selbst die schlichte Selbstverständlichkeit eines gemeinsamen Begräbnisses von Ehegatten ausschloß.

Rechts: Berlin war auch unter den Nazis noch jahrelang Ziel einer starken Wanderungsbewegung aus den Provinzen. Dabei spielte zunächst die Hoffnung auf eine Verminderung des alltäglichen Drucks unter den Bedingungen großstädtischen Lebens eine wesentliche Rolle. Nach 1938 war die Binnenwanderung mit dem Ziel Berlin durch den Wunsch nach Auswanderung motiviert. In der Reichshauptstadt befand sich eine Vielzahl diplomatischer Vertretungen, so daß hier die Beschaffung von Visa leichter und schneller möglich erschien als in den Provinzen.
Weißensee wurde für eine Reihe dieser Neuberliner zur letzten Ruhestätte. Ein besonders tragisches Beispiel ist der letzte Rabbiner von Mainz, Salomon Levi, der von 1918 bis zum März 1941 seiner Gemeinde gedient hatte. Nach einer aufopferungsvollen und mutigen Hilfstätigkeit von vielen Jahren entschloß er sich im Frühjahr 1941, von Berlin aus die Auswanderung in die USA zu betreiben. Aber vor der Verwirklichung dieser Absicht ist er am 25. April 1941 in Berlin im Alter von 58 Jahren gestorben.

ihnen starben. Die siebente Person wurde ins Leben zurückgerufen und erhängte sich nach der Entlassung aus dem Krankenhaus."
In dieser Situation stellte sich das Problem ärztlicher „Sterbehilfe" mit besonderer Dringlichkeit: „Die Ärzte berieten flüsternd unter sich, ob es noch einen Sinn habe, das Leben der Patienten zu retten, oder ob man ihnen nicht die letzte Gnade gewähren wollte, leicht zu sterben." In Berlin wurde eine Versammlung jüdi-





Links: Grabstein für den Arzt Dr. Arno Philippsthal, ermordet am 3. April 1933. Er war eines der ersten jüdischen Opfer des NS-Terrors, dessen verschiedene Phasen – vom ersten Boykott bis zu den letzten Deportationswellen – in Weißensee dokumentiert sind.

Rechts: Während die Mutter Else Gotthilf bereits im April 1941 gestorben war, wurden der Vater Albert und die beiden Kinder Gertraud und Wolfgang im Rahmen der sogenannten „Fabrik-Aktion" Ende Februar 1943 nach Auschwitz deportiert. Dabei wurden speziell die noch zur Zwangsarbeit in Berliner Betrieben eingesetzten Juden erfaßt.

scher Ärzte einberufen, bei der sich der Standpunkt durchsetzte, diese Selbstmordpatienten sterben zu lassen. Dagegen waren die Ärzte der Inneren Abteilung des Jüdischen Krankenhauses in der Iranischen Straße „geteilter Meinung, ob es besser sei, die Kranken dieser Art zu retten, oder sie ruhig einschlafen zu lassen. Die Mortalität war jedenfalls riesengroß".
Diese dramatische Zuspitzung hinterließ auch in Weißensee ihre Spuren: So berichtete der Rabbiner Riesenburger: „Es hat Wochen gegeben, in denen die Zahl der Freitode so groß war, daß wir oft bis in die Abendstunden hinein Beerdigungen vollzogen."
Im März 1943 wurde in Weißensee auch die 85jährige Martha Liebermann, die Witwe Max Liebermanns, beigesetzt, die sich mit Schlaftabletten vergiftet und so der Deportation in ein Vernichtungslager entzogen hatte. Martha Liebermann kann als repräsentatives Beispiel für eine große Gruppe von Berliner Juden gelten, die durch Freitod aus dem Leben schieden: Zum einen waren es vor allem alte Menschen, die sich selbst den Tod gaben, nachdem ihre Familien durch den Tod des Ehepartners oder die Emigration der Kinder zerfallen waren. Zum anderen war die Gruppe der Selbstmörder durch einen hohen Grad der Assimilierung





Vor dem Terror, den Demütigungen und schließlich der Deportation in ein Vernichtungslager flüchteten sich viele Berliner Juden in den Tod. Ein Höhepunkt der Selbstmordwelle lag im Herbst 1942.

gekennzeichnet. Die Tatsache, daß in Berlin der prozentuale Anteil der Selbstmörder, die sich auf diese Weise der Deportation entzogen, doppelt so hoch lag wie im Reichsdurchschnitt, ist sicherlich in erster Linie daraus zu erklären, daß die Lebensbedingungen der Großstadt die Assimilierung sehr stark gefördert hat und auch die religiösen Bindungen weitgehend gelockert hatten. Diese Gruppe war durch den nationalsozialistischen Terror in besonderer Weise verwundbar, da dessen Willkürakte ihre Lebensgrundlage, den festen Glauben an die deutsch-jüdische Symbiose, vernichteten.

Jahr	1924	1925	1940	1941	1942
Zahl der Beerdigungen	2293	2248	2599	2556	3230
davon Selbsttötungen			59	254	811
Anzahl der Gemeindemitglieder	ca. 170 000		ca. 82 000 (Ende 1939)	ca. 55 000 (Ende 1941)	
Sterblichkeitsrate	1,4 %		3,1 %	4,50 %	5,8 %
Sterblichkeitsrate ohne Selbsttötungen			3,0 %	4,18 %	4,4 %

Bezeichnender Weise warteten die meisten mit der Selbsttötung bis zum letzen Moment, bis die Deportationsbescheide eintrafen. In dieser letzten und entschei-

denden Krise zogen sich viele von ihnen noch einmal in die nun endgültig zerstörte deutsch-jüdische Welt zurück: „In der Nacht vom 26. zum 27. August 1942 nahm sich die 83jährige Käte Mugdan in Berlin das Leben. Einige Tage zuvor hatte sie den Deportationsbescheid nach Theresienstadt erhalten und ihren Weg in den Freitod angekündigt. Ihr Mann war seit 1893 tot, ihre drei Söhne früh gestorben, ihre beiden Töchter 1938/39 mit ihren Familien ausgewandert. Sie bat ihren Chemie studierenden Enkel, ihr den Selbstmord zu ermöglichen. Heinrich Mugdan erfüllte die Bitte. In seinem Tagebuch beschreibt er die letzte und lange Zusammenkunft: ‚... sie erzählte von früher, von ihrer glücklichen Kindheit, ihrer liebreizenden Mutter; dann sprach sie von ihren eigenen Kinderchen.... Einmal fiel ihr der Theklamonolog ein, und wir suchten uns die Stelle im Wallenstein, d. h. sie suchte: erstaunlich, wie sie diese Dinge im Gedächtnis bewahrt hat. Den Wallenstein hatte sie noch kürzlich wieder gelesen. ‚100 Schiller-Gedichte habe ich auswendig gewußt und kann sie noch so ziemlich.'... Dann wusch sie sich aufs gründlichste.... Sie zog ihr vorbestimmtes Sterbehemd an, flocht ihr Haar, nahm die Zähne heraus und legte sich zu Bett.

Vorher aber hatte sie noch lange mit erhobenen Händen um die Kraft zu diesem Letzten gerungen.... Sie betete lange und hörbar, während ich mit schlechtem Gewissen am Fenster stand, die Verdunkelung hochzog und den vollen Mond ins Zimmer scheinen ließ.... Sie nahm eine starke Dosis Schlafmittel.... Um vier Uhr muß ich sie wecken und trinken lassen. Die schrecklichen Minuten bis 4.13 Uhr. Die letzten Dienste. Die Stunden bis zum Morgen, wo ich noch bei ihr sein darf, sie umarmen. Die Kerze, die fast verzehrt, noch immer flackert all die Zeit. Endlich, wie ich die Augen aufschlage, tagt es schon.... Großmutter lebt nicht mehr.'

Die Eintragung endet mit den Worten: ‚Daheim ins Bett. Schlafen. – Abends Liesel nur kurz, allein. Klavier: Bach.'"

Aber auch unabhängig von der hohen Zahl der Selbstmorde kam es zu einem dramatischen Anstieg der Sterberate unter den Berliner Juden. Besonders deutlich wird diese Tendenz, wenn man zum Vergleich relativ krisenfreie Jahre aus der Weimarer Republik heranzieht.

Diese Berechnungen auf der Grundlage des Friedhofsregisters machen deutlich, daß zum gleichen Zeitpunkt, als die Zahl der Gemeindemitglieder auf ungefähr ein Drittel des Höchststandes aus den zwanziger Jahren zurückgegangen war, die Zahl der Beerdigungen absolut und relativ höher lag als in den Vergleichsjahren aus der Weimarer Republik. Die Vervierfachung der Sterblichkeitsrate war zum einen natürlich die unmittelbare Folge staatlicher Terrormaßnahmen gegen jüdische Bürger, deren Leichen dann in plombierten Särgen aus dem Polizeipräsidium auf den Friedhof gebracht wurden. Für die Erklärung dieser Zahlen muß auch die fortschreitende Überalterung der Berliner Juden als Folge der Auswanderung herangezogen werden: Der Anteil der jüdischen Menschen über 65 Jahre war im Deutschen Reich von 10,6 Prozent im Juni 1933 auf 21,3 Prozent im Mai 1939 gestiegen, und die Berliner Zahlen dürften sich etwa parallel bewegt haben. Schon Ende 1938 bildeten die über Fünfzigjährigen fast die Hälfte der jüdischen



Die Willkür, der jüdische Bürger in der Nazizeit in zunehmendem Maße völlig schutzlos ausgeliefert waren, zeigt sich daran, daß auch die Nichtbeachtung von Verkehrsregeln in vielen Fällen mit Deportation und Ermordung „geahndet" wurde.
So wurde auch für einige Friedhofsbesucher der Gang nach Weißensee zum Verhängnis. „Wenn jüdische Teilnehmer an Beerdigungen am Ausgang der Straße, die vom Friedhof zu der früheren Berliner Allee führt, dort den Fahrdamm gedankenlos schräg überquerten, so stand besonders an Sonntagen an dieser Stelle ein Mann der Gestapo. Er hielt die Betreffenden an, nahm ihnen die Kennkarte ab, die ja mit dem „J" (Jude) gekennzeichnet war, und bestellte diese Menschen für den anderen Tag zur Leitstelle der Gestapo in der von uns allen gefürchteten Burgstraße. . . . Viele von ihnen wurden nie mehr gesehen!" (Riesenburger)
Um weitere Opfer zu verhindern, ließ die Friedhofsverwaltung das oben abgebildete Warnschild an der Innenseite des Eingangs anbringen, so daß die Besucher beim Verlassen des Friedhofs noch einmal auf die Gefahr hingewiesen wurden.

Bevölkerung, eine Tendenz, die sich in den letzten Jahren möglicher Emigration bis Oktober 1941 noch stärker durchgesetzt haben dürfte.
Andererseits war die Steigerung der Sterblichkeit auch das Ergebnis einer systematischen Verschlechterung der Lebensbedingungen für die Berliner Juden: Die Einführung von Zwangsarbeit (März 1941), die zwangsweise Ablieferung von Pelz- und Wollsachen (Januar 1942) sowie der Entzug von Fleisch- und Milchmarken (Oktober 1942) seien hier als die hervorstechendsten Maßnahmen angeführt, die die unmittelbare physische Existenz betrafen. Von mindestens der gleichen Bedeutung für die verringerte Lebenserwartung waren natürlich die psychischen Auswirkungen eines ständigen Lebens im Schatten von Diskriminierung, Terror und Deportation.





Oben: Das Grab von Ludwig Katzenellenbogen als Beispiel für die Beisetzung getaufter Juden in Weißensee.

Links: Nach den großen Deportationen des Jahres 1943 waren am 30. Juni 1943 legal nur noch 6700 Juden in Berlin verblieben. Diese Gruppe bestand zum größten Teil aus Juden, die in „Mischehe" lebten, sowie einer geringen Anzahl von „Volljuden" (ohne „arische" Verwandtschaft). Die Gruppe der 5414 in „Mischehe" lebenden Jüdinnen (2236) und Juden (3178) konnte sich aber keinesfalls vor den Deportationen geschützt fühlen. So waren ja zum Beispiel bei der „Fabrik-Aktion" vom 28. Februar auch Juden in „Mischehen" mit ergriffen worden und erst nach tagelangen Protesten ihrer christlichen Ehefrauen vor dem Sammellager in der Rosenstraße von der Verschleppung in ein Todeslager ausgenommen worden. Aber auch sonst führten die Juden in „Mischehen" ein Leben auf Abruf. Sobald nämlich die Standesämter den Tod des nichtjüdischen Partners einer „Mischehe" meldeten, war die sofortige Deportation des jüdischen Teils, der nun nicht mehr geschützt war, die Folge. Außerdem wurde auch von Seiten der Nazis auf Juden und Jüdinnen in „Mischehen" starker Druck ausgeübt, sich scheiden zu lassen. Die meisten nicht-jüdischen Ehepartner, namentlich die Frauen, haben zu ihrem jüdischen Ehepartner gehalten.
Der abgebildete Grabstein für Bruno Dahnke befindet sich auf einem Sonderfeld für nichtjüdische Ehepartner nahe dem Eingang Lichtenberger Straße. Die hier beigesetzten Toten haben – wie die Inschrift auf diesem Stein andeutet – allem Druck zum Trotz in den schlimmen Jahren der Verfolgung fest zu ihren jüdischen Ehepartnern gehalten.

Diese hohe Sterblichkeit unter den Berliner Juden bedeutete für das sich ständig verringernde Friedhofspersonal eine erhebliche Steigerung der Arbeitsbelastung: Hatten in den zwanziger Jahren über 200 Mitarbeiter zur Verfügung gestanden, so blieben nach der großen Deportationswelle des Jahres 1943 nur noch etwa 12 Personen zurück, die in ihrer Mehrzahl durch „Mischehen" mit Nichtjuden vorläufig und auf Widerruf vor der Deportation geschützt waren. Ihrem Einsatz war es zu verdanken, daß bis zum April 1945 alle Beisetzungen nach den Vor-

schriften der jüdischen Religion durchgeführt wurden. Ein jüdischer Schreiner stellte die schmucklosen jüdischen Särge her. Zumindest zeitweilig konnte auch der jüdische Maurermeister Kindermann die Fundamente für die Grabsteine mauern.

Da die meisten Toten nur noch wenige oder gar keine Verwandten bzw. Freunde hinterließen, hat immer wieder das Friedhofspersonal die geringe Zahl der Trauergäste aufgefüllt und ist dem Sarg gefolgt. „Der Rabbiner Riesenburger legte seinen schwarzen Talar an und setzte die dreieckige Mütze auf den Kopf; erst spielte er hinten das Harmonium, dann ist er nach vorne gelaufen und hat die Gebete gesprochen, dann wieder nach hinten zum Harmonium und dann raus zum Grab. Wenn wir dann von der Grabstelle zurückkamen, dann legte er schnell den Talar ab, wir haben unseren Gärtnerwagen geholt und sind dann zusammen mit Riesenburger auf den Friedhof marschiert...“

Diese Fortführung eines eigenen jüdischen Bestattungswesens in Berlin erfolgte mit Wissen und Bewilligung des Reichssicherheitshauptamtes. So wie das fortbestehende Jüdische Krankenhaus wurde auch der Friedhof in Weißensee für die noch Mitte 1943 etwa 5400 legal in Berlin verbliebenen Jüdinnen und Juden aus „Mischehen“ weitergeführt. Die Größe dieser Gruppe verhinderte zumindest vorübergehend eine Entwicklung, die an vielen Orten des Reiches nach der Auflösung der Reichsvereinigung der Juden im Sommer 1943 eingeleitet worden war: Nachdem bereits vorher die Reichsvereinigung angewiesen worden war, das Gelände der jüdischen Friedhöfe an die Kommunen zu verkaufen, wurden diese nunmehr als „staats- und volksfeindliches Vermögen“ beschlagnahmt. „Die Ortsgemeinden sollen daher die jüdischen Friedhöfe freimachen und sie für andere Verwendungszwecke vorbereiten.“ Es wäre sicherlich nur eine Frage der Zeit gewesen, bis die NS-Behörden den Friedhof Weißensee in ähnlicher Weise aufgehoben und zerstört hätten.

Nach den Erinnerungen des damaligen Friedhofsverwalters Arthur Brass wurden „etwa seit 1938/39 auch die vielen toten jüdischen Menschen, die sich nach Austritt aus der Jüdischen Gemeinde von unserer Gemeinschaft getrennt hatten, die durch Taufe Mitglied der christlichen Religionsgemeinschaften geworden waren und die auf den städtischen sowie konfessionellen Friedhöfen in der NS-Zeit keine Aufnahme fanden“, in Weißensee beigesetzt. Das Grab des Industriellen Ludwig Katzenellenbogen (1877–1944), des Gründers und Generaldirektors der Ostwerke AG (Spirituosen, Sprit, Hefe), ist ein Beispiel für die Einführung der Rassentrennung im Friedhofswesen. Denn obwohl Katzenellenbogen getauft war, wurde er, der 1933 emigriert war, nach seiner Verhaftung in Saloniki während des Krieges nach Berlin in das Jüdische Krankenhaus gebracht und nach seinem Tode auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt. Ob das generell so durchgeführt wurde, ist heute nicht mit Sicherheit zu sagen, doch sprechen verschiedene Indizien dafür, daß in einer Reihe von Fällen tatsächlich Gemeindekirchenräte oder kommunale Friedhofsverwalter die Bestattung getaufter Juden auf ihren Friedhöfen verweigert haben, so daß diese dann auf jüdischen Friedhöfen beigesetzt wurden.

Namen und genaue Zahlen lassen sich auch für eine weitere Gruppe in Weißensee beigesetzter Personen nicht nennen. Nur die Tatsache, daß es davon mehrere Fälle gegeben hat, ist unumstritten. Es handelt sich dabei um die Gruppe der „Illegalen", daß heißt um untergetauchte Juden, die im Versteck gestorben waren und ohne amtlichen Totenschein heimlich beigesetzt werden mußten. Dabei ergaben sich oft sehr große Probleme: „In den frühen Morgenstunden eines jener finsteren Tage erschien einmal eine nichtjüdische Frau in unserer Friedhofsverwaltung. Sehr geheimnisvoll und verängstigt berichtete sie, daß in ihrer Wohnung ein jüdischer Mann verstorben sei. Ausdrücklich betonte sie, daß wir doch möglichst ohne Stern an unserer Kleidung – den Davidstern an unserem Leichenwagen hatten wir bereits längst abmontiert – in den dunklen Abendstunden den Verstorbenen abholen sollten. Alles sollte ganz unauffällig geschehen, da ihre Nachbarin der Nazipartei angehörte, sie könnte sonst große Unannehmlichkeiten haben. Nach Eintritt der damals vorgeschriebenen Verdunkelung nahmen wir den Transport vor."

Wenn die Friedhofsverwaltung auch immer wieder in heikle Situationen geriet, die die Beschäftigten unmittelbar gefährdeten, so bestand der Friedhof doch als relativ selbständige Institution bis zum Kriegsende.
Dieser bescheidene Freiraum der Friedhofsverwaltung läßt sich auch dadurch illustrieren, daß es praktisch keine Eingriffe in das Friedhofsareal von seiten der Nazis gegeben hat. So ist auch die Behauptung, die Nazis hätten den Friedhof geschändet, indem sie viele Grabsteine bei Pflasterarbeiten im Straßenbau benutzt und so entweiht hätten, eindeutig falsch. Selbst die 1938 (auch für christliche Friedhöfe) angeordnete „Entschrottungsaktion", bei der z. B. Eisengitter der Altmetallsammlung für Rüstungszwecke zugeführt werden sollten, vollzog sich unter Aufsicht der Friedhofsverwaltung, die für diese spezielle Aufgabe sechs umgeschulte jüdische Schweißer monatelang beschäftigen konnte. Sicherlich lag der Einsatz jüdischer Arbeitskräfte ganz im Sinne nationalsozialistischer Arbeitsmarktpolitik, doch war damit zugleich auch die Wahrung jüdischer Interessen gewährleistet: So wurde nämlich sichergestellt, daß sich die Eingriffe in die Grabanlagen ausschließlich auf metallene Grabumrandungen (wie Ketten und Gitter) beschränkten und daß – anders als z. B. in Frankfurt/Main – nicht auch die bronzenen Tafeln und Inschriften von den Grabsteinen gerissen wurden.
Zwar konnte diese begrenzte Autonomie bis in den Krieg hinein gewahrt werden, doch veränderte sich im Laufe der Jahre wiederholt der rechtliche Rahmen, innerhalb dessen die Friedhofsverwaltung arbeitete. Zunächst war als Folge der zweiten Durchführungsverordnung zur „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus der Deutschen Wirtschaft" vom 14. 12. 1938 der Friedhof seit 1939 einem auch für die Gemeindeverwaltung eingesetzten „arischen" Betriebsführer namens Gravert unterstellt. Dieser Mann, ein gelernter Buchhalter, erwies sich jedoch als sehr kooperativ und sorgte bis zum Kriegsende für Benzin zum Betrieb der Leichenwagen, Holz zur Herstellung der Särge und Kohle zum Heizen von Verwaltungs- und Gärtnereigebäuden.

Wesentlich dramatischere Veränderungen zeichneten sich 1943 ab: Mit der bis Mitte des Jahres vollzogenen Auflösung der bisherigen Gemeindeverwaltung drohte der Friedhof, der ja eine Einrichtung und Eigentum der Berliner Jüdischen Gemeinde war, zu einem unmittelbaren Organ des Reichssicherheitshauptamtes oder der Gestapo zu werden.
Nach gängiger Aufassung ist die Berliner Jüdische Gemeinde als Organisation im Jahre 1943 völlig ausgelöscht worden. Auf Anordnung des Reichsministers des Innern vom 28. Januar 1943 wurde die Berliner Gemeinde in die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland eingegliedert und im Vereinsregister gestrichen. Der tödliche Schlußakt vollzog sich dann mit der Schließung der Büros der Reichsvereinigung und der Jüdischen Gemeinde am 10. Juni 1943 sowie der anschließenden Deportation der nicht durch „Mischehen" geschützten Mitarbeiter am 16. Juni, die vom Bahnhof Putlitzstraße aus nach Theresienstadt verschleppt wurden. Damit schien der definitive Schlußstrich für die Berliner Jüdische Gemeinde gezogen.
Im Gegensatz dazu hat bereits früher Gerald Reitlinger behauptet, daß es „selbst nach 1943 ... einen kleinen Rest einer Organisation von jüdischen Gemeinden in Berlin und Wien" gab. Tatsächlich bestand in den Jahren 1943–1945 noch eine Art von jüdischem Verwaltungszentrum im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Straße. Offenbar wurde noch im Juni 1943 der in „Mischehe" lebende Oberregierungs- und Obermedizinalrat Dr. Walter Lustig (1891–1945), der als einziges Mitglied der Reichsvereinigung nicht deportiert worden war, zum Leiter dieser Rumpf-Organisation ernannt. Ihr unterstanden die „Gesundheitsverwaltung" (Jüdisches Krankenhaus), die „Jüdische Meldestelle" im Sammellager Schulstraße unter Leitung von Fräulein Raffael, die alle Meldungen von Behörden über Juden in Berlin sammelte und monatlich die neuesten Statistiken an die Iranische Straße lieferte, sowie die Verwaltung des Friedhofs Weißensee. In der Zentrale gab es auch eine eigene Personalabteilung, in der der jüdische Amtsrat Kleemann saß, der den besoldeten Mitarbeitern im Krankenhaus, im Sammellager und auf dem Friedhof bis zum 31. März 1945 die Gehälter anwies und für sie auch die Beiträge zur Sozial- und Krankenversicherung abführte.
Statt der 1943 durchaus denkbaren direkten und totalen Kontrolle aller Restformen jüdischen Lebens durch die NS-Behörden existierte also in den Jahren 1943–1945 noch eine rudimentäre Gemeindeorganisation, die auch den Rahmen für die Fortführung des jüdischen Bestattungswesens in Weißensee bildete. Angesichts der politischen Gesamtlage der Jahre 1943–1945 und der speziellen Situation im Jüdischen Krankenhaus, in dem eine Gestapo-Dienststelle einquartiert war, verbietet sich freilich eine Überbewertung dieser Kümmerform von Gemeindeleben von selbst. Für spezielle Aufgaben wie die Betreuung der Kranken und Toten, durch die die Zielsetzungen der Nazis nicht durchkreuzt wurden, zog man jüdische Angestellte in engstem Rahmen und für den begrenzten Zeitraum bis zum definitiven Vollzug der „Endlösung" ausschließlich aus praktischen Erwägungen heran.

Widerstand und Selbstbehauptung

Mit Ausnahme einer verschwindend kleinen Gruppe revolutionärer Marxisten oder radikaler Pazifisten unter den deutschen Juden war für die meisten der Übergang zu einer Fundamentalopposition gegen den nationalsozialistischen Staat lange Zeit über nur schwer vorstellbar. Sie, welche in ihrer breiten Mehrheit nach sozialer Stellung und Mentalität dem Bürgertum zuzurechnen waren, teilten die Illusionen und Fehleinschätzungen dieser Gruppe: „Es erschien den meisten undenkbar, sich gegen einen Staat zu wenden, den man zwar mit Mängeln behaftet und in der Hand von brutalen Machtmenschen wußte, aber doch immer noch als den eigenen ansah. Es lag außerhalb des Vorstellungsvermögens, den Staat als Werkzeug des Verbrechens und der Vernichtung zu betrachten."
Speziell die älteren unter den deutschen Juden konnten sich nur schwer auf die veränderte „politische Kutur" einstellen, die plötzlich durch Terror und systematische Diffamierung von Staats wegen charakterisiert war. Auch fiel es gerade den älteren jüdischen Bürgern schwer, ihre Betriebe oder ihren Beruf aufzugeben, sich von liebgewonnenen Arbeiten und Vorstellungen zu trennen. Am ehesten fanden sich daher junge Menschen zum aktiven politischen Widerstand bereit. Die Möglichkeit dazu gab es schon bald nur noch auf Seiten der politischen Linken. Nach ihrer Machtergreifung hatten die Nationalsozialisten nämlich sehr zielstrebig durch Anwendung von Gewalt und administrative „Gleichschaltung" fast alle oppositionellen Gegenkräfte zerstört; die Parteien der bürgerlichen Mitte hatten vor der „nationalen Revolution" kapituliert bzw. sich selbst aufgelöst. Daher wird es verständlich, daß die Juden, die als Gruppe schon bald isoliert waren, lediglich in den illegalen Organisationen der Arbeiterbewegung die Möglichkeit fanden, sich am aktiven Kampf gegen die Diktatur zu beteiligen. Dabei war fast immer die politische Motivation bestimmender als eine spezifisch jüdische Orientierung: „... nicht als Jude, sondern als überzeugte Kommunisten, undogmatische Marxisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaftler, Trotzkisten oder Anarcho-Syndikalisten schlossen sie sich den Organisationen an."
Der in Weißensee beigesetzte Widerstandskämpfer Herbert Baum wie auch die Mitglieder der von ihm geführten Gruppe, an die eine Gedenktafel auf dem Friedhof erinnert, zeigen in ihren Biographien gemeinsame Merkmale, die sie als repräsentativ für die aktive Auflehnung jüdischer Menschen gegen die Nazi-Herrschaft erscheinen lassen: Sie hatten sich als junge Menschen dem Widerstand angeschlossen. Das Durchschnittsalter der Gruppe Baum lag 1941 bei 22 Jahren; sie waren im kommunistisch orientierten Untergrund tätig geworden und hatten einen überwiegend kleinbürgerlich-proletarischen Hintergrund.
Auch wenn ihre jüdische Herkunft in vielfältiger Weise prägenden Einfluß hatte, so folgten diese Widerstandskämpfer doch fast ausnahmslos keiner spezifisch jüdischen Ideologie, sondern primär kommunistischen Zielsetzungen.



An den Widerstand jüdischer Menschen erinnert das Grabmal für Herbert Baum, das zugleich eine Gedenkinschrift für die übrigen hingerichteten Mitglieder seiner Gruppe zeigt. Erst 1949 war das Grab Baums in Marzahn identifiziert worden. Seine Leiche wurde daraufhin exhumiert und in Weißensee beigesetzt. Gleichzeitig wurde die zum Haupteingang des Friedhofs führende Lothringenstraße in Herbert-Baum-Straße umbenannt.

Der 1912 geborene Herbert Baum war zunächst Mitglied jüdischer Jugendorganisationen, bevor er 1931 in den Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD) eintrat. Nach 1933 arbeitete er in der Illegalität als Organisationsleiter der KJVD. 1934 schloß er sich dem nicht-zionistischen „Bund Deutsch-Jüdischer Jugend" an, in den auch andere jüdische Mitglieder des KJVD nach dessen Zerschlagung eintraten. Auf der Grundlage eines ähnlichen Lebensweges (Herkunft, Mitgliedschaft in jüdischen Jugendorganisationen, Zugehörigkeit zum KJVD) fanden sich in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre junge Menschen zusammen, deren Verbundenheit durch die 1940 einsetzende Zwangsverpflichtung zur Arbeit in besonderen „Judenabteilungen" der Rüstungsindustrie noch verstärkt wurde. Herbert Baum, der Zwangsarbeit in den Siemenswerken leistete, hatte etwa 35 Personen zunächst in Fortsetzung der früheren Jugendarbeit zu Fahrten und musikalischen wie literarischen Zusammenkünften um sich gesammelt und seinen Kreis schließlich immer stärker politischer Schulung zugewandt. 1941 nahm Baum mit seinen politischen Freunden dann die aktive Widerstandsarbeit auf: Neben der Verbreitung illegaler Schriften anderer Opposi-

tionsgruppen konzentrierten sie sich auf das Herstellen und die Verbreitung eigener Flugblätter und Broschüren. Die spektakulärste Widerstandsaktion dieser Gruppe war der gemeinsam mit einer anderen kommunistischen Gruppe (um Joachim Franke und Werner Steinbrink) geplante und durchgeführte Brandbombenanschlag auf die antibolschewistische Propagandaausstellung „Das Sowjetparadies" im Berliner Lustgarten am 18. Mai 1942. Bei diesem Attentat, dessen Ausführung auch in der Gruppe selbst umstritten war, wurden 11 Personen leicht verletzt, der entstandene Sachschaden war jedoch so gering, daß die Ausstellung bereits am nächsten Tag wieder öffnete. Trotzdem ergaben sich äußerst schwerwiegende Auswirkungen für die direkt und indirekt beteiligten Widerständler, aber auch für die Berliner Juden insgesamt. Die offenbar von einem Spitzel informierte Gestapo hatte bereits bis 23. Mai 25 Personen inhaftiert und konnte sich durch mehrere Verhaftungswellen bis zum Dezember weiterer 29 Gruppenmitglieder bemächtigen. Während Herbert Baum selbst nach schweren Mißhandlungen angeblich Selbstmord beging (11. Juni 1942), wurden die meisten Mitglieder der Gruppe hingerichtet. Auf dem Wege zum Schafott sollen die einzelnen Mitglieder der Gruppe Baum jüdische Lieder und die Internationale gesungen haben.

Das Rachebedürfnis des Regimes war damit aber noch nicht gestillt. Als weitere Repressalie wurden am 27. Mai 1942 in Berlin 154 Juden verhaftet und am 28. Mai im KZ Sachsenhausen zusammen mit 96 dort schon länger einsitzenden jüdischen Häftlingen erschossen. Die Angehörigen der 154 in Berlin verhafteten Juden wurden nach Theresienstadt verschleppt. Zusätzlich zu den 250 unmittelbar ermordeten Juden wurde noch einmal die gleiche Zahl nach Sachsenhausen deportiert, wo bis zum Oktober 1942 bereits 133 durch brutale Behandlung getötet worden waren. Die übrigen wurden dann im Oktober nach Auschwitz deportiert. Bereits am 29. Mai wurden Repräsentanten der Reichsvertretung der Juden „weitere Maßnahmen dieser Art" für den Fall angedroht, daß noch einmal ein Sabotageakt vorkommen sollte, an dem Juden beteiligt seien.

Die besondere Lage des Grabes von Herbert Baum, das sich in herausgehobener, aber zugleich isolierter Position außerhalb der übrigen Begräbnisfelder befindet, unterstreicht in symbolischer Weise die Sonderstellung, die diese Gruppe im Berlin der Jahre 1940–1942 einnahm. Ihr hervorstechendes Merkmal in dieser Phase war nämlich ihre Isolation. Sie operierte außerhalb der Jüdischen Gemeinde, von der sie schon allein durch die kommunistische Grundüberzeugung der jungen Menschen um Herbert Baum getrennt war: Nur der Sieg der Sowjetunion könne den Juden helfen und werde die „Judenfrage" durch die Aufhebung des Judentums lösen. Auch begab sich die Gruppe durch ihre Untergrundarbeit in scharfen Gegensatz zu den jüdischen Repräsentanten, die noch in der Phase der Deportationen am Legalitätsprinzip festhielten. Die Strategie der offiziellen jüdischen Führungsgruppe war, aus Furcht vor Repressalien alle illegalen Aktionen zu unterlassen bzw. zu unterbinden. Aber auch innerhalb des kommunistischen Widerstandes nahm die Gruppe Baum nur eine Randstellung ein. Seit 1936/37 hatte die KPD die jüdischen Mitglieder aus ihren illegalen Gruppen her-

ausgezogen, um diese Organisationen nicht durch die Zugehörigkeit von Juden doppelt zu gefährden. Die KPD-Führung im Pariser Exil stellte die jüdischen Genossen im Reich vor die Alternative, entweder zu emigrieren oder sich zu rein jüdischen Gruppen zusammenzuschließen. Auf dem Umwege über Sicherheitserwägungen schlug somit die auf totale Ausgrenzung der Juden angelegte Politik der Nazis sogar bis in die Organisationsformen des kommunistischen Widerstandes durch. Damit war der Rahmen für die Bildung einer jüdisch-kommunistischen Gruppe wie der um Herbert Baum gegeben, die weitgehend auf sich allein gestellt blieb und auch keine finanziellen Zuschüsse von der KPD-Führung für ihre konspirative Arbeit erhielt.

Widerstand im weiteren Sinne, d. h. geistige Selbstbehauptung und das Bemühen um Bewahrung jüdischer Identität, hat der Friedhof in Weißensee in mannigfacher Form erlebt. Dafür war eine wesentliche Voraussetzung, daß der Friedhof und seine Verwaltung von den NS-Organen weitgehend unbehelligt blieben. Selbst in den Jahren, als die Entrechtung und die Verfolgung der deutschen Juden schrittweise vorangetrieben wurden und jüdische Institutionen immer strengerer Kontrolle bis hin zum völligen Verlust ihrer Autonomie unterworfen wurden, tauchte auf dem Friedhofsgelände und in den Verwaltungsräumen kaum jemals die Gestapo auf. Die einzige Ausnahme war die Einlieferung von Toten aus dem Polizeipräsidium oder den Lagern. In diesen Fällen wurden dann auch die Totenfeier polizeilich überwacht, um sicherzustellen, daß keine politischen Anspielungen gemacht wurden. In den späteren Jahren des Bombenkrieges nahmen Gestapo-Männer aus einer nahegelegenen Dienststelle bei Fliegeralarm den schnellsten Fluchtweg zum Bunker der benachbarten Kindl-Brauerei über den Friedhof. Ansonsten bildete das Friedhofsterritorium jedoch eine „Oase" (Gad Beck). Offensichtlich waren die Nazibehörden daran interessiert, daß das Bestattungswesen in Weißensee möglichst reibungslos weiterlief.

Dieser relative Freiraum und die hier vorhandenen Möglichkeiten wurden von der Friedhofsverwaltung in verschiedener Weise zugunsten der verfolgten Juden genutzt.

Schon bald nach der Machtergreifung wurde Weißensee zu einem wichtigen Ort jüdischer Selbsthilfe, die aber kein Widerstand war, da sie auch der Vorbereitung zur Auswanderung diente und insofern nicht mit der offiziellen Politik der Nationalsozialisten der 30er Jahre kollidierte, da diese zunächst ja an einer Förderung der Emigration interessiert war.

Die ausgedehnte Friedhofsgärtnerei mit ihren fünf großen Gewächshäusern wurde von der Berliner Gemeinde und der Reichsvertretung der Juden in Deutschland zur Lösung eines zentralen Problems in Anspruch genommen: Jüdische Menschen, die ihre bisherigen Berufe aufgeben mußten, und schulentlassene Jugendliche, denen der Zugang zu Ausbildungsplätzen in „arischen" Betrieben versperrt wurde, sollten hier eine Gelegenheit zur Umschulung bzw. Erstausbildung erhalten. Die hier vermittelte Ausbildung erschien zugleich auch im Hinblick auf eine eventuelle spätere Auswanderung, insbesondere nach Palästina, von großer Bedeutung. Tatsächlich sind dann auch in den 30er Jahren über

90 Prozent aller in Landwirtschaft und Gartenbau ausgebildeten Personen nach Abschluß ihrer Ausbildung aus Deutschland ausgewandert.
Nach einer Aufstellung der Reichsvertretung standen am 1. Juli 1939 in der Friedhofsgärtnerei Berlin-Weißensee 40 Ausbildungsplätze für Landwirtschaft und Gärtnerei zur Verfügung. Unter der Anleitung jüdischer Gärtner sowie erfahrener Ausbilder, die von dem jüdischen Landgut Neuendorf bei Fürstenwalde bzw. von einer zionistisch inspirierten Hachschara-Ausbildungsstätte kamen, wurden hier zum größten Teil junge Juden angelernt. Zu ihnen gehörte Hans R., geb. 1924, der als 15jähriger hier seine Ausbildung 1939/40 im Umschulungskursus für Friedhofsgärtnerei, Obst-, Blumen- und Gemüseanbau erhielt. Tatsächlich war zusätzlich zu der für den Friedhofsbedarf erforderlichen Anzucht von Pflanzen auch der Gemüseanbau und in den Gewächshäusern das Treiben von Gurken und anderen Treibhausgewächsen in den Arbeitsplan der Gärtnerei aufgenommen worden. Im Kellergeschoß einer angrenzenden privaten jüdischen Nervenheilanstalt (in der damaligen Wörther Straße) fand täglich theoretischer Unterricht statt, der als Arbeitsbesprechung getarnt war. „Da die meisten von uns noch im schulpflichtigen Alter waren – aber der Besuch einer entsprechenden Berufsschule verboten war für jüdische Jugendliche –, konnten wir uns so weiter theoretisch in den gärtnerischen Beruf einarbeiten!"
Neben der fachlichen Ausbildung wurde den Jugendlichen eine umfassende Betreuung zuteil. Ein aus seinem früheren Beruf verdrängter Kraftartist namens Röhmann trieb mit den Umschülern Gymnastik, der junge Rabbiner Heinz Meyer organisierte und leitete religiöse Feiern. So fand z. B. Anfang Februar 1940 im Verbindungsbau der Gewächshäuser eine Zusammenkunft zum Tu b'Schwat (Neujahrsfest der Bäume) statt. „An einem langen Tisch mit mehreren Silberleuchtern bewirteten wir unsere Gäste, Gärtner und Arbeiter, mit Kaffee und Kuchen. Gespendet war alles von dem bekannten jüdischen Konditor Isidor Dobrin, einem Bruder des bekannten alten Berliner Konditors Moritz Dobrin. ... Eine Feier inmitten der keimenden Natur von Zehntausenden von Pflanzen am ‚Fest der Knospen', die wohl keiner der damals Beteiligten vergessen kann."
Als im April 1941 sämtliche Umschulungskurse aufgelöst wurden, endete über Nacht auch auf dem Friedhof Weißensee eine produktive Phase der Vorbereitung auf Emigration und Neuanfang. In Berlin wurden mehrere hundert der früheren Lehrgangsteilnehmer an das „Arbeitsamt für Jugendarbeiter" in Kreuzberg (Fontanepromenade) gemeldet und von hier aus schubweise zu kriegswichtigen Hilfsarbeiten zwangsverpflichtet.
Ein ähnliches Schicksal traf auch die Mehrzahl der jüdischen Schüler, nachdem am 20. Juni 1942 ihre Schulen geschlossen worden waren. Einige hatten das Glück, zum Friedhof Weißensee abgestellt zu werden. Bei der Instandhaltung des Friedhofs, in der Gärtnerei und in der Baumschule fanden diese jungen Menschen nun eine Beschäftigung, die sinnvoller und angenehmer war als alle anderen damals verfügbaren Alternativen. Arthur Brass erinnert sich: „Es war eine Zahl von etwa 80–100, die täglich zu uns kamen, die wir auch beköstigten; unsere Angestellten haben sich große Mühe gegeben, sie zu beschäftigen. Zum Teil hat

sich auch der Rabbiner um sie gekümmert, und wir haben Feiern veranstalten können." Lilo Clemens, die zu der Schülergruppe gehörte, berichtet: „Für mich war das die Erfüllung eines Traumes, der Umgang mit Pflanzen, die Arbeit im Freien. Hier arbeiteten wir unter uns und wurden nicht – wie in der Fabrik – von den Nazis schikaniert und angetrieben. Aber eine Idylle war das natürlich nicht, denn jeder wußte, was los war, niemand rechnete ernsthaft mit dem Überleben." Tatsächlich wurde der Friedhof für die Mehrzahl der Jugendlichen nur eine vorübergehende Zuflucht, aber keine endgültige Rettung: Die meisten von ihnen sind von den Deportationen erfaßt und ermordet worden.

Zeitweilig besaß das riesige Friedhofsarsenal von etwa 40 ha auch für die Gruppe der „Illegalen" eine gewisse Bedeutung: Diese untergetauchten Juden, die sich in der Stadt aus Furcht vor Spitzeln (auch jüdischen) nicht mehr bewegen konnten, nutzten den Friedhof für Spaziergänge, für die ihnen sonst jede Möglichkeit fehlte. „Dieser gefährdete Personenkreis hielt auch persönliche Verbindungen zu den auf dem Friedhof beschäftigten jüdischen Arbeitskräften. Die Verwaltung des Friedhofes hat den Aufenthalt der ‚Illegalen' als Akt der Verbundenheit gern gesehen und begrüßt." Dieser bescheidene Freiraum bestand jedenfalls bis Anfang 1943. Dagegen gibt es für die Zeit nach der „Fabrik-Aktion" (27./28. Februar 1943), als die Nazis entschieden darauf hinarbeiteten, Berlin „judenfrei" zu machen, Hinweise, daß auch auf dem Friedhof Weißensee Spitzel auftauchten. Auch wurde es für die „Illegalen" wegen der gehäuften Gestapo- und Wehrmachtskontrollen in den Straßen und öffentlichen Verkehrsmitteln immer schwieriger, den Friedhof, der vergleichsweise weit außerhalb lag, zu erreichen. Vorübergehend diente der Friedhof auch einzelnen untergetauchten Juden als Zuflucht. In seinem Roman „Die Bilder des Zeugen Schattmann" (1969) beschreibt Peter Edel die Flucht eines Berliner Juden vor der Gestapo auf den Weißenseer Friedhof. Daß diese Schilderung nicht bloß fiktiv ist, bestätigen die Erinnerungen des Rabbiners Riesenburger. Auch er erwähnt das tempelartige Mausoleum des Baritons Josef Schwarz als Asyl für illegal lebende Juden. „In der Mitte des Daches dieses Erbbegräbnisses befand sich eine Glasplatte. Man hob diese immerhin schmale Platte und suchte sich links oder rechts von ihr ein Ruhelager für die Nacht. Unten ruhte der begnadete Sänger ... oben lagen seine Glaubensbrüder im unruhigen Schlaf, durch den sich die bange Frage zog: Wie lange noch?"

Auch der bereits erwähnte Hans R., der seit seiner Flucht aus einem nach Osten fahrenden Deportationstransport (Oktober 1942) wieder nach Berlin zurückkehrte und bis zur „Fabrik-Aktion" bei seinem früheren Arbeitgeber (Möbelfabrik Paul Dickow) weiter arbeitete, erwähnt Weißensee als eines seiner Verstecke: „Da in Berlin (nach der ‚Fabrik-Aktion' 27./28. 2. 1943) verstärkt nach ‚Illegalen' gesucht wurde, war die damalige Überlebenssituation ohne ausreichende Geldmitel für mich besonders schwierig. Zwar hatte ich Bekannte, die mich schlafen ließen und auch mit dem Notwendigsten ohne Bezahlung versorgten, aber es war keine Dauerversorgung, und so mußte ich jeweils nach zwei bis drei Tagen weiterwandern. Ich hatte im Grunewald einen Schlafsack versteckt, ab-



Mausoleum des Kammersängers Josef Schwarz (1881–1926), eines der Verstecke für untergetauchte Juden.

wechselnd schlief ich dann dort (März 1943) oder auf dem Jüdischen Friedhof Weißensee, der mir durch meine eineinhalbjährige Tätigkeit als Umschüler gut bekannt war."

Im Gegensatz zu den Schilderungen bei Riesenburger und Edel zog Hans R. aber wegen der Nachtkälte Quartiere unter der Erdoberfläche vor. Er hatte seine Dekken in einem Mausoleum versteckt und suchte sich dann jeweils eines der für die nächste Beisetzung bereits ausgehobenen Gräber. Eine andere Möglichkeit war, sich unter einer verschiebbaren Sockelplatte in einem Grabbau zu verstecken, um so wenigstens einige Stunden Schlaf zu finden. Dabei traf er auch auf andere „Illegale".

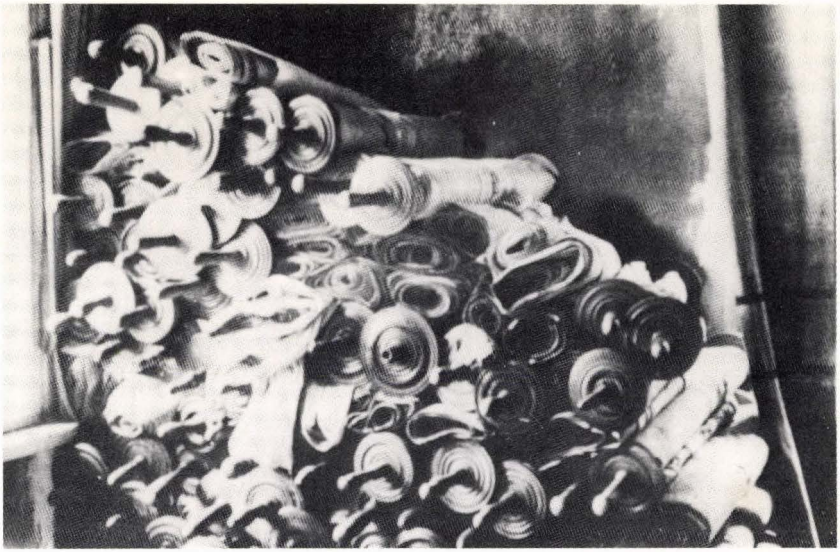
Noch in einem anderen Sinne spielte der Weißenseer Friedhof für die jüdische Bevölkerung eine ganz besondere Rolle. So wie die würdige Bestattung des Toten unter genauer Einhaltung ritueller Gebote für die Juden eine fast religiöse Pflicht war, so galt auch das Grab zu allen Zeiten als eine Art Heiligtum. In Zeiten der Verfolgung jüdischer Gemeinden wurde es Brauch, daß die Lebenden die Gräber ihrer Eltern und Verwandten besuchten, um dort zu beten und ihr Herz auszuschütten. Berichte über die Vertreibung der spanischen Juden 1492 erzählen, daß den Vertriebenen die Trennung von den Gräbern ihrer Familie am schwersten fiel. So heißt es in einem Bericht: „Die letzen drei Tage vor dem Auszug umlagerten die Exulanten zu Tausenden die geheiligten Gräber ihrer Väter, sie mit Strömen von Tränen benetzend." Gleiches hat sich nach 1918 wieder in einer Reihe jüdischer Gemeinden der ehemaligen Provinz Posen zugetragen, „wo die herrschende Erbitterung der Polen gegen alles Deutsche auch die Juden aus Besitz und Lebensstellung verjagte: nichts war so ergreifend wie der Schmerz, mit dem die in eine ungewisse Zukunft Abziehenden von den Friedhöfen Abschied nahmen."

Sofern den Berliner Juden vor der Emigration oder der Deportation Zeit blieb, gehörte für die meisten von ihnen ein Gang nach Weißensee, der Abschied von



Die 1910 errichtete zweite Trauerhalle („Neue Halle") diente 1943 vorübergehend als Versteck für etwa 500 Thorarollen, die dem Zugriff der Nazis entzogen worden waren. Nach einem Bombentreffer auf das Gelände wurden die Rollen in den großen Keller unter der Blumenhalle am Eingang Lothringenstraße bis zum Einmarsch der Roten Armee gelagert.

ihren Toten, zu den selbstverständlichen letzten Wegen. „Die Besucherzahl während der Zeit, in der unsere Berliner Juden noch auswandern konnten, aber auch in der Periode der großen Deportationen und danach, stieg über alles Erdenkliche. An einem Sonntag der Jahre 1941 bzw. 1942 konnten unsere Pförtner an beiden Eingängen über 7000 Besucher feststellen." (Brass)
Der relative Freiraum, den der Friedhof bot, bildete den Rahmen für ein wichtiges Element geistiger Selbstbehauptung des Berliner Judentums. Der Rabbiner Riesenburger und die wenigen verbliebenen Mitarbeiter hatten sich nämlich das Ziel gesetzt, heiliges Kultusgut für eine neue Zukunft zu bewahren.
Für diesen erhofften Neubeginn nach dem Untergang des Nationalsozialismus sollten Kultgegenstände gerettet werden, zu denen neben 583 Thorarollen etwa 800 wertvolle Bücher, darunter Teile des Babylonischen Talmuds, mehrere Traubaldachine mit Goldstickerei, drei Harmonien, zwei wertvolle Orgelharmonien und mehrere Talare gehörten. Dieses Kultusgut stammte aus den aufgelösten Jüdischen Gemeinden Preußens und hätte für die Ausstattung mehrerer großer Gemeinden ausgereicht. Im Frühjahr 1943 wurden diese Schätze dem Zugriff der Nazis entzogen, die sie in einer antijüdischen Ausstellung präsentieren wollten. Mit Hilfe eines (christlichen) Spediteurs, der diesen Transport unentgeltlich und unter großem persönlichem Risiko durchführte, wurden zwei Lastwagenladungen auf das Friedhofsgelände gebracht. Hier übernahm ein Trecker mit Anhänger, sonst für die Friedhofsarbeit genutzt, den Weitertransport zur Neuen Halle, die mitten auf dem Friedhofsgelände gelegen war. Dort stapelten dann zwei jugendliche Helfer (Lilo Clemens und Wolfgang Kopper) zunächst in einem Wartehäuschen neben der Neuen Halle zusammen mit dem Rabbiner Riesenburger die Thorarollen. „Wir haben sie ganz hoch gestapelt, das weiß ich noch ganz genau, da sehe ich uns noch mit Strümpfen praktisch immer höher stapeln und immer in der Angst schnell, schnell, daß das zugedeckt und beendet sein würde, bevor irgend jemand kommen würde." Von diesem provisorischen Versteck sind



Die unter primitiven äußeren Bedingungen auf dem Friedhof versteckten und so geretteten Thorarollen.

sie dann noch einmal umgelagert worden auf die Empore der Neuen Halle. Doch auch hier fanden sie nur vorübergehend Schutz. Bei einem schweren Nachtangriff auf das benachbarte Fabrikgelände wurde die Neue Halle von einer Brandbombe getroffen, die Thorarollen lagen unter den Trümmern und mußten von Schutt und Staub befreit werden. Ein jüdischer Lehrer sah mit Hilfe seiner Schüler die Thorarollen durch, um die beschädigten auszuschneiden. Die unbeschädigt gebliebenen etwa 490 Rollen wurden in den Eingangsgebäuden im Keller unter der Blumenhalle bis zum Einmarsch der Roten Armee gelagert. Dann wurden die geretteten Rollen an die wiedereröffneten Synagogen in Berlin, in den westlichen Besatzungszonen und in anderen Ländern Europas weitergegeben. Zu dem verzweifelten Bemühen um jüdische Selbstbehauptung in diesen finsteren Jahren gehörte auch das Abhalten geheimer Gottesdienste auf dem Friedhofsgelände. Insbesondere an hohen jüdischen Feiertagen, am Neujahrsfest, am Versöhnungstag wie zum Laubhüttenfest fanden sich sogar in der Illegalität lebende Juden in Weißensee ein. „Ein kleiner Kreis mit unseren wenigen Mitarbeitern versammelte sich in einem entlegenen Raum, und still und verschwiegen glühte unter der Asche auf dem Friedhof ein Stück Judentum. Alle waren gut getarnt, zweite Ausgänge zu dem weiten Gelände des riesigen Begräbnisplatzes waren gesichert, und am Portal des Friedhofs stand einer unserer Brüder als Posten." Mit Hilfe zweier junger Juden baute der Rabbiner Riesenburger zum letzten Laubhüttenfest unter der Naziherrschaft 1944 sogar eine gut getarnte kleine



Ein Teil der etwa 90 Thorarollen, die beim Bombentreffer auf die Neue Halle im Sommer 1943 beschädigt wurden, ist nach jüdischem Ritus in diesem Grab beigesetzt worden, ein anderer Teil auf dem Friedhof der Adass-Jisroel-Gemeinde an der Wittlicher Straße in Weißensee. Von den 1945/46 nach West-Berlin gelangten Exemplaren wurden einige auf dem neuen Friedhof der West-Gemeinde an der Heerstraße beigesetzt.

Laubhütte hinter der großen alten Trauerhalle auf. Die geheimen Andachten, bei denen die wenigen Teilnehmer mit verhaltenem Ton die alten jüdischen Gesänge anstimmten, fanden noch bis Ende 1944 statt. Hier konnten sich die von den Nazis gehetzten Juden wie so oft in der Geschichte ihres Volkes gegenseitig bestärken in der Hoffnung auf Erlösung nach einer langen finsteren Nacht der Qualen und der Verfolgung.



Die Befreiung

Die so sehnsüchtig erhoffte Befreiung erreichte die auf dem Friedhof lebenden Juden am Montag, den 23. April 1945 um 15 Uhr. In den Vortagen hatte noch ein letztes Mal von einigen versprengten SS-Männern tödliche Gefahr gedroht, als diese über den Friedhof flüchteten. Aber nun brachte die Besetzung Weißensees durch die Rote Armee den Verfolgten die Gewißheit ihrer endgültigen Rettung. In der Phase zwischen der Befreiung Weißensees und der Kapitulation der Reichshauptstadt am 2. Mai, als die Schlacht um Berlin mit voller Wucht entbrannte, gab es eine makaber anmutende Verkehrung der Verhältnisse: Der Friedhof der geächteten jüdischen Minderheit, den die meisten Berliner in den vorangegangenen Jahren strikt gemieden hatten, wurden jetzt zu einer begehrten Zufluchtsstätte. Viele Einwohner glaubten, der jüdische Friedhof biete Sicherheit vor sowjetischem Artilleriebeschuß und Übergriffen der Roten Armee. So flüchteten insbesondere viele Frauen auf den Friedhof und hielten sich mehrere Tage und Nächte in der Totenhalle und in den Nebengebäuden des Friedhofs versteckt. Am Portal wurde ein großes Schild „Eigentum der Jüdischen



Dieses Foto von Henry Ries wurde zuerst 1946 unter der Überschrift „Nazis tun Buße . . .“ in einer Zeitschrift der amerikanischen Militärregierung veröffentlicht. (OMGUS Observer, 7. Juni 1946) Als Erläuterung zu diesem Titelfoto findet sich auf der zweiten Seite der folgende Text (deutsche Übersetzung von mir, d. Verf.): „Alle früheren PGs erhielten von der russischen Kommandantura den Befehl, an jedem zweiten Sonntag für die Stadt zu arbeiten. Eine bestimmte Anzahl ist dem größten jüdischen Friedhof Europas zugeteilt, um Schäden zu beseitigen, die vom alliierten Bombardement auf eine nahegelegene Fabrik herrühren.“



Von Bomben aufgewühlte Grabfelder in Weißensee (1945).

Gemeinde zu Berlin" angebracht, um so das Verhalten der Sowjetarmisten zu beeinflussen.
Die überlebenden Juden auf dem Friedhof erhielten bald Besuch von Angehörigen der Polnischen Legion und jüdischen Soldaten der Roten Armee, die sich sehr freundlich verhielten und Lebensmittel mitbrachten. „Das waren erschütternde Ereignisse, als sie in unseren Warteraum kamen, den wir zur Synagoge umgestaltet hatten, da hatten wir fünf Thorarollen in einem provisorisch errichteten Schrein. Auf die Juden in der polnischen Armee hatte das ungeheuerliche Wirkung, es sind Tränen vergossen worden, als sie plötzlich nach dem Krieg und den Kampfhandlungen eine kleine Synagoge vorfanden mit Thorarollen."
Der Friedhof in Weißensee wurde gleich nach Kriegsende nun zum Ausgangspunkt für eine Wiederbelebung des Gemeindelebens. Die Überlebenden um den Rabbiner Riesenburger richteten die kleine Synagoge am Eingang des Friedhofs wieder her. Nachdem die Fenster notdürftig verglast worden waren, fand hier am Freitag, dem 11. Mai 1945, wieder der erste öffentliche Gottesdienst statt. Der Termin war über den Rundfunk bekanntgegeben worden, und nun fanden sich viele aus dem Kreis der 1400 Berliner Juden, die im Untergrund überlebt hatten, hier in Weißensee ein. Erstmalig seit vielen Jahren der Illegalität konnten sie sich wieder frei zu ihrem Judentum bekennen. „Ich hielt die erste Predigt an dem Vorabend dieses Sabbats, aber ich konnte nicht viel sprechen, da nur ein Weinen und Schluchzen den Raum erfüllte. Jetzt aber trat im Bewußtsein von uns allen die Klarheit zutage, wie groß die Zahl der fehlenden Menschen war. Es begann ein Fragen und Suchen, ein Vermuten und Raten..." Schon bald wurde auch für die wenigen überlebenden Kinder im Verwaltungsgebäude des Friedhofs wieder eine Religionsschule eingerichtet. Als Unterrichtsmaterial wurden dabei z. T. die 1943 geretteten Kultgegenstände und Bücher verwandt.
Der Friedhof selbst, auf dem durch etwa 50 Bomben an die 4000 Gräber beschädigt worden waren, wurde wieder notdürftig hergerichtet. Dabei wurden auf Anweisung der Sowjetischen Kommandantur frühere Parteigenossen der NSDAP eingesetzt. Jeden zweiten Sonntag mußten sie sich in Weißensee einfinden, um

die Grabmäler zurechtzusetzten und den Friedhof zu säubern. Schon bald fanden wieder die ersten Beisetzungen statt. Dabei ging es zunächst einmal um das Umbetten von Juden, die während des Krieges provisorisch an anderen Orten, wie z. B. im Vorgarten des Jüdischen Krankenhauses in der Iranischen Straße, beigesetzt worden waren. Aber auch aus dem Kreise der Rückkehrer und der aus der Illegalität aufgetauchten Juden fanden schon bald viele ihre letzte Ruhestätte in Weißensee. Eine „erschreckend hohe Sterblichkeit in den ersten Wochen nach der Befreiung" führte dazu, daß zwischen dem 8. Mai und dem Jahresende hier 164 Menschen beigesetzt wurden, die zumeist an den Folgen der jahrelangen Entbehrungen und Qualen gestorben waren.

Die Berliner Gemeinde und ihr Friedhof nach 1945

Mitte 1945 zählte die jüdische Gemeinschaft in Berlin etwa 5000–6000 Mitglieder, die die Konzentrationslager überlebt hatten, aus der Illegalität aufgetaucht oder durch „Mischehen" geschützt gewesen waren. Zu diesem Zeitpunkt fanden auch wieder Gottesdienste in fünf Synagogen statt, das Jüdische Krankenhaus und Alten- wie Kinderheime hatten ihre Arbeit wiederaufgenommen. Im November 1945 wurde die Gemeinde unter dem Vorsitz von Dr. Hans-Erich Fabian neugegründet und im Februar 1946 als Körperschaft des Öffentlichen Rechts anerkannt. Obwohl insoweit die äußeren Voraussetzungen für einen Neuanfang gegeben schienen, setzte sich die neue Organisation neben der Bewältigung der Tagesnöte nur ein negatives Ziel: Die Auflösung des gesamten Gemeindelebens und die Organisation der Auswanderung, vorzugsweise nach Palästina und in die USA. Berlin und Deutschland erschienen den meisten Überlebenden als Heimstatt undenkbar. Im Gegensatz zu den ursprünglichen Absichten dieser „Liquidationsgemeinde" kam es jedoch in den folgenden Jahren zu einer allmählichen Konsolidierung des Gemeindelebens, bis schließlich die Teilung der Stadt auch die Jüdische Gemeinde in einen West- und einen Ostteil auseinanderriß (1952/53). Diese Spaltung hatte insbesondere für die Ost-Berliner Gemeinde sehr einschneidende Folgen: Lebte 1946 noch ein Drittel aller Berliner Juden im Ostsektor, so ging dieser Anteil bis Mitte der 50er Jahre auf ein Fünftel und auf ein Dreißigstel Mitte der 80er Jahre zurück, wobei freilich die starke Zuwanderung sowjetischer Juden nach West-Berlin die Proportionen etwas verzerrt. In jedem Falle ging aber auch die absolute Zahl der in Ost-Berlin lebenden Juden dramatisch zurück: Wurden 1946 noch etwa 2000 Juden im Ostteil der Stadt gezählt, so umfaßt die Ost-Berliner Gemeinde 1985 nur noch etwa 200 Mitglieder (West-Berlin: ca. 6000 Mitglieder).



Die kleine Ost-Berliner Gemeinde, die sich all diesen widrigen Einflüssen zum Trotz bis heute behauptet, bemüht sich, für ihre Mitglieder ein Minimum an Gemeindeleben zu organisieren. Dazu gehören in erster Linie regelmäßige Gottesdienste in der einzigen Synagoge in der Rykestraße, bei denen freilich seit 1969 kein eigener Rabbiner mehr zur Verfügung steht. Außerdem unterhält die Gemeinde eine koschere Fleischerei, ein Altersheim sowie eine Bibliothek und betreut die Friedhöfe in der Schönhauser Allee und in Weißensee. Da mehr als die Hälfte der 200 Gemeindemitglieder weit über 60 Jahre alt ist, finden Beerdigungen weitaus häufiger statt als Hochzeiten, Beschneidungen oder Bar Mizwah, die Aufnahme des 13jährigen Knaben in die religiöse Gemeinde. Auch ist das Minjan, die Mindestzahl von zehn männlichen Betern, die für den Gemeindegottesdienst vorgeschrieben ist, manchmal nur schwer zu erreichen.
Aber selbst dieser bescheidene Rahmen der Gemeindearbeit wäre von den Mitgliedern alleine nicht finanzierbar. Bei 200 Mitgliedern, die 1 Prozent ihres Einkommens an die Gemeinde abführen sollen, bliebe selbst bei einer außerordentlichen Zahlungsmoral ein erhebliches Defizit. Die DDR-Regierung, die sich wegen der gemeinsamen Leiden von Juden und Kommunisten unter dem Terror der Nazis den Überlebenden verpflichtet fühlt, leistet denn auch einen regelmäßigen jährlichen Zuschuß von 170 000 Mark zum Gemeindehaushalt.
Aber auch für den Unterhalt des großen Friedhofsgeländes in Weißensee stellen sich für eine kleine, arme Gemeinde unlösbare Probleme: Auf dem riesigen Areal von 40 ha waren bis Anfang der 80er Jahre etwa 115 000 Menschen beigesetzt, doch nur noch für ca. 1000 Grabstellen gibt es Pflegeaufträge – ein weiteres Indiz für die Unerbittlichkeit, mit der der Völkermord die Berliner Juden getroffen hat. Bis vor einigen Jahren (in einzelnen Abteilungen noch bis heute) zeigte der Friedhof ein Erscheinungsbild, das den beinahe völligen Untergang der einst blühenden Berliner Jüdischen Gemeinde besonders sinnfällig macht. In einigen Abteilungen herrschte ein dschungelartiges Durcheinander als Folge der wilden Ausbreitung von Sträuchern und von Weichholzbäumen wie Weide, Pappel und Birke. Zum Teil waren Bäume umgestürzt, Grabsteine umgefallen und überwuchert und einige Wege kaum noch passierbar. Es schien nur noch eine Frage der Zeit, bis die Natur das Terrain zurückerobert hätte.
Da die Jüdische Gemeinde mit der Pflege und Erhaltung des Friedhofs aus eigener Kraft völlig überfordert ist, hat der Ost-Berliner Magistrat, der den Friedhof als „Denkmal der Kulturgeschichte" anerkannt hat, den Großteil der Lasten übernommen. Neben finanzieller Unterstützung (u. a. für die Personalkosten des Friedhofs) hilft die Stadtverwaltung dadurch, daß sie in den Wintermonaten Mitarbeiter aus Gartenbaubetrieben abstellt, die bei dem Durchforsten der einzelnen Abteilungen eingesetzt werden. So sind denn auch in den letzten Jahren in mehreren Abteilungen die wild wuchernden Baumbestände ausgelichtet und Wege wieder freigelegt worden. Das Mißverhältnis, das auch heute noch zwischen der rieisigen Aufgabe und den begrenzten materiellen Möglichkeiten besteht, erhellt sich aus folgender Gegenüberstellung: Während das riesige Friedhofsgelände und die Grabstellen in den 20er Jahren von ca. 200 Arbeitskräften

An den Magistrat von Groß-Berlin

Herrn Oberbürgermeister Ebert

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister!

Wir sehen uns veranlaßt, Ihnen von folgendem Vorfall Nachricht zu geben:

In der Nacht zum 9. Mai 1950 sind auf dem Friedhof der Jüdischen Gemeinde zu Berlin in Berlin-Weißensee etwa 12 bis 16 große Grabsteine umgestoßen worden.

Wir wenden uns an Sie, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, mit der Bitte, alles zu tun, um die Anstifter einer solch ruchlosen Tat schnellstens und nachdrücklichst zur Verantwortung zu ziehen. Die Aufklärung einer derart verabscheuungswürdigen Handlung liegt nicht nur im Interesse der Jüdischen Gemeinde, sondern die gesamte Öffentlichkeit hat ein Recht darauf, daß solche Akte schnellstens untersucht werden und nicht ungesühnt bleiben.

Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin bittet Sie, schnellstens Vorkehrungen zu treffen, daß eine Wiederholung solcher Vorkommnisse unmöglich gemacht wird. Sie werden verstehen, daß gerade die Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft, die so unendliche Opfer in der Zeit des Naziregimes bringen mußten, auf das tiefste von solchen ruchlosen Taten berührt werden.

Nachdem gerade vor 14 Tagen der Präsident der Volkskammer, Herr Präsident Dieckmann, anläßlich der Einweihung eines Ehrenmales für die jüdischen Opfer des Faschismus auf dem Friedhof in Weißensee darauf hingewiesen hat, daß die Behörden der Deutschen Demokratischen Republik und von Groß-Berlin alles tun werden, um die Gräber unserer verstorbenen Angehörigen und Kameraden zu schützen, dürfen wir die Bitte aussprechen, daß diese verabscheuungswürdige Tat mit unnachsichtiger Schärfe geahndet wird. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie das von Ihnen Veranlaßte in dieser Angelegenheit uns zur Kenntnis bringen würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Jüdische Gemeinde zu Berlin
Der Vorstand
Der Vorsitzende der Repräsentanten-Versammlung

Der Weg, 12. 5. 1950

Prozeß gegen die Friedhofsschänder von Weißensee

Die 3. Strafkammer des Landgerichts Berlin verhandelte unter dem Vorsitz von Landgerichtsdirektor Steinitz unter Ausschluß der Öffentlichkeit kürzlich gegen drei Jugendliche im Alter von 16 und 18 Jahren, die im Mai dieses Jahres auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee Grabschändungen verübt hatten.

Diese begingen die drei Angeklagten während einer Freizeitarbeit, die sie ableisten sollten, um die Einstellung eines gegen sie schwebenden Verfahrens wegen Diebstahls zu erwirken. Als Motiv seiner Handlung gab der Hauptangeklagte Ärger über die Friedhofsverwaltung an. Diese hatte sein in rüpelhafter Form vorgebrachtes Ansinnen auf Fahrgelderstattung abgelehnt. Obwohl der Hauptangeklagte in der Voruntersuchung erklärt hatte, daß er auf einem christlichen Friedhof so etwas nicht getan hätte, behauptete er in der Hauptverhandlung das Gegenteil. Ärger über die Friedhofsverwaltung gab er immer wieder als Motiv an. Alle drei Angeklagten schienen sich über den verbrecherischen Charakter ihrer Handlungsweise nicht vollends im klaren zu sein. Jedenfalls machten sie einen recht unbekümmerten, um nicht zu sagen abgebrühten Eindruck. Gelegentliche Reuebekenntnisse klangen wenig überzeugend.

Die Vertreterin des Jugendamtes wies auf die zum Teil schwierigen Verhältnisse hin, unter denen die Angeklagten leben mußten. Aus der Gesinnung, die in ihren Taten zum Ausdruck kam, zog sie verallgemeinernde Rückschlüsse. Sie erklärte, die hinter uns liegende Zeit habe der Jugend jegliches ethische Gefühl genommen.

In seinem Plädoyer ging der Vertreter der Anklage, Oberstaatsanwalt Stelter, davon aus, daß die Friedhofsschändungen Signale zur Wachsamkeit seien. Die letzten Reste des europäischen Judentums seien aufmerksame Betrachter der Ereignisse in Deutschland. Schon an sich seien Grabschändungen höchst gefährliche Symptome für die Gesteshaltung des Landes, in dem sie begangen werden. Doppelt schwer aber wiegen sie, wenn sie in einem Lande wie in der DDR auftreten, wo die Presse in besonders großem Maße humanistisches Gedankengut an die Bevölkerung heranzutragen versucht. Deshalb könne man bei allem Verständnis für die Jugend im allgemeinen und für die Angeklagten im besonderen nicht an der Notwendigkeit einer Generalprävention vorbeigehen. Diese müsse auch dann erfolgen, wenn wie in diesem Falle der Handlung keine eindeutig nachweisbare antisemitische Absicht zugrunde gelegen hat. Der Tatbestand spricht für eine bewußte Nichtachtung der jüdischen Religion. Die Darlegungen der Vertreterin des Jugendamtes trafen nicht den Nagel auf den Kopf. Man ist heute zuweilen wieder geneigt, solche Taten als Dummejungenstreiche zu betrachten. Aber solche Dummejungenstreiche, ins Gigantische und Tragische gesteigert, führten schließlich zu den sechs Millionen jüdischer Opfer des Nazismus.

Das Urteil ging über das vom Staatsanwalt beantragte Maß hinaus und lautete auf 15 Monate Gefängnis für den Haupttäter und auf je 9 Monate für die beiden anderen Angeklagten. Für zwei Angeklagte bedeutet dies außerdem die Wiederaufnahme des alten Verfahren. Das volle Strafmaß für sie wird noch festgesetzt werden.

Über die Prozeßführung und über das Urteil kann man sagen, daß sie sich günstig von vielen ähnlichen Prozessen abheben. R. S.

Der Weg, 11. 8. 1950

regelmäßig gepflegt wurden, besteht das Stammpersonal heute nur noch aus 16 Angestellten. Vor diesem Hintergrund sind zusätzliche Hilfen offensichtlich jederzeit willkommen. So meldet das „Nachrichtenblatt des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der Deutschen Demokratischen Republik" im Dezember 1984: „Im Rahmen der jeweils in den Sommermonaten erfolgenden Arbeitseinsätze der Hochschulstudenten in Berliner Betrieben und sonstigen Einrichtungen arbeiteten im Juli 1984 fünfzehn Studentinnen der Berliner ‚Fachschule für wissenschaftliche Information und wissenschaftliches Bibliothekswesen' auf dem Weißenseer Friedhof." Ende August arbeiteten Vertreter der Aktion Süh-

nezeichen in der DDR auf dem gleichen Friedhof. „Sie alle unterstützten unsere Friedhofsarbeiter sehr tatkräftig und trugen mit dazu bei, zahlreiche Haupt- und Nebenwege wieder durchgängig zu machen."
Ein besonders trauriges Kapitel in der Nachkriegsgeschichte des Friedhofs stellen die wiederholten Schändungen von Gräbern dar. Während aus den ersten Jahrzehnten seines Bestehens und selbst aus der Nazi-Zeit keine vorsätzlichen Übergriffe auf Grabanlagen überliefert worden sind, gibt es Meldungen aus den Jahren 1950, 1959 und 1971 über Zerstörungen z. T. größeren Ausmaßes. Den größten Umfang hatten die Verwüstungen vom Februar 1971, als eine Gruppe Jugendlicher aus dem Bezirk Prenzlauer Berg etwa 80 Grabsteine umwarf bzw. zerstörte. Selbst bis zum heutigen Tage berichten Besucher, die die Gräber ihrer Angehörigen in Weißensee aufgesucht haben, daß sie offensichtlich mutwillig umgestürzte oder beschädigte Grabsteine gesehen haben.
Aber auch als Gesamtanlage war der Friedhof bis vor kurzem bedroht: es bestanden Pläne, die jetzige Artur-Becker-Straße aus dem Bezirk Prenzlauer Berg nach Weißensee und zum neuen (zehnten) Stadtbezirk Hohenschönhausen über den Friedhof zu führen. Eine brutale Zäsur hätte das Gelände zwischen den Abteilungen 1 und 2 zerschnitten. Als die Ost-Berliner Stadtverwaltung im Frühjahr und Sommer 1986 konkrete Maßnahmen ergriff, um dieses Vorhaben zu realisieren, regte sich auf veschiedenen Ebenen Widerstand. Am 6. Juli meldete sich eine Ost-Berliner Bürgerinitiative mit einem Offenen Brief zu Wort, der von 130 Personen unterzeichnet war... „unser Hauptgrund ist, daß die vergangene Geschichte es verbietet, so gedankenlos mit dem einzigen Zeugnis umzugehen... Es ist unverantwortlich, ein Stück Kulturgeschichte, die nicht nur die Geschichte der Juden ist, sondern auch die unsere, zu zerstören..." Schließlich wandte sich auch der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Heinz Galinski, mit einem Schreiben direkt an den Staatsratsvorsitzenden der DDR und Generalsekretär der SED, Erich Honecker. Er verwies insbesondere darauf, daß die auf dem Friedhof heimlich beigesetzten, in der Illegalität verstorbenen Juden gerade auf dem 40 m breiten Geländestreifen, der für die Straßentrasse vorgesehen war, ihre letzte Ruhe gefunden hatten. „Als Überlebender von Auschwitz bitte ich Sie ... um eine wohlwollende Entscheidung dieses für uns so wichtigen Anliegens ...". In einem darauf folgenden Gespräch versicherte am 25. September 1986 in Ost-Berlin der Staatssekretär für Kirchenfragen der DDR, Klaus Gysi, gegenüber Heinz Galinski, der alte Plan sei endgültig verworfen: Der Magistrat wolle von jeglichen, den Friedhof beeinträchtigenden Baumaßnahmen absehen.
Auch heute noch finden in Weißensee Beisetzungen statt. In den ersten Nachkriegsjahren waren auch die jüdischen Toten aus dem Westteil der Stadt hier beigesetzt worden. Nach der Spaltung der Jüdischen Gemeinde im Jahre 1953 errichteten die West-Berliner jedoch einen eigenen Friedhof in ihrem Teil der Stadt, der 1955 in der Heerstraße (Scholzplatz) eingeweiht wurde. So spiegelt sich auch dieser Abschnitt der Berliner Geschichte auf dem Friedhof Weißensee, der heute fast nur noch der Beisetzung von Ost-Berliner Juden dient: Parallel zum Schrumpfen dieser Gemeinde ist auch die Zahl der Beisetzungen auf ca. 30–


Bruder
Böhm
Juni 1836.
Januar 1909.

40 pro Jahr zurückgegangen. Gelegentlich finden die Überführung und Bestattung eines im Ausland verstorbenen Juden statt, der auf dem Friedhof und im Grab seiner Familie beigesetzt werden will. So verschieden auch die Wege der Ost- und der West-Berliner Gemeinde sind, so sind die Verbindungen doch nicht völlig durchschnitten: Ist es doch ein Kantor der West-Berliner Gemeinde, der in Weißensee die Trauerfeiern durchführt, den rituellen Ablauf regelt und auch die Trauerreden hält. Es gibt aber auch die Situation, daß eine zum Friedhof überführte Urne allein von den Friedhofsmitarbeitern beigesetzt wird, da die Trauerfeier im Ausland stattgefunden hat und keine Angehörigen mehr am Leben sind.

Bildnachweis

Archiv der Jüdischen Gemeinde Berlin: S. 69, 73. – ‚Ausgeführte Grabdenkmäler und Grabsteine', Verlag Ernst Wasmuth, Berlin 1900: S. 12, 13, 14, 20. – Bildarchiv Pisarek (Berlin): S. 47. – Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: S. 19 (rechts), 37. – Efraim Habermann (Berlin): S. 35. – Werner Kiontke (Berlin): S. 11 (links), 29, 67, 71. – Adolf Mammel (Ahrensfelde/DDR): 2. + 3. Umschlagseite, S. 4, 17 (links), 75. – Heiner Welz (Berlin): S. 19 (links). – Alle übrigen Abbildungen: Archiv des Autors.


זכור יהוה מה היה לנו
GEDENKE EWIGER
WAS UNS GESCHEHEN.
GEWIDMET DEM GEDÄCHTNIS
UNSERER ERMORDETEN
BRÜDER UND SCHWESTERN
1933 — 1945
UND DEN LEBENDEN
DIE DAS VERMÄCHTNIS
DER TOTEN ERFÜLLEN SOLLEN
DIE JÜDISCHE GEMEINDE ZU BERLIN

Zu den lächerlichen Unwahrheiten,
die die Juden über sich verbreiten lassen,
gehört ja die Rede vom Wandervolk der Juden.
Ließe man sie einmal in Ruhe,
sie gingen nicht mehr vom Fleck.
Wo die Gräber ihrer Vorfahren sind,
da spüren sie ihre Wurzeln, da sind sie zu Hause.

Arnold Zweig, 1936